Rhein



Alfons vom Rhein.

Aus Welt und Leben.

Augsburg.
B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung.
1898.

Frau

Lina Koehler

zu

Schwäbisch Gmünd

in Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Die Welt ist vollkommen überall
Wo der Mensch nicht hinkommt mir seiner Qual

Das Motto, welches ich diesen Zeilen voransetze, steht im Widerspruch mit der bekannten Redensart, daß es nichts vollkommenes auf dieser Welt gebe. Ich glaube, das letztere ist nicht wahr. Sieht man sich die Dinge genau an, so wird man finden, daß auch hienieden vieles von höchster Vollkommenheit ist, und häufig nur die menschliche Schwäche die Schuld daran trägt, daß es unvollkommen erscheint. Das lehren, wie ich glaube, auch die nachstehenden Erzählungen. In der ersten würden wir z. B ein überaus glückliches Familienleben sehen, wenn nicht die Spielleidenschaft des Gatten — also eine menschliche Schwäche — das schöne Bild völlig unmöglich machte. In der zweiten haben wir dasselbe. Die Affenliebe des Vaters für seine älteste, die Unge-

rechtigkeit gegen seine jüngste Tochter bringen den Konflikt hervor, den die alles verklärende Liebe zu einem harmonischen Abschluß gelangen läßt. Auch in den anderen Erzählungen findet der aufmerksame Leser Beweise für die Wahrheit des gewählten Mottos, mit dem Unterschiede, daß dort unerschütterliches Vertrauen und felsenfester Glaube als erhebende Momente hinzutreten

Ich glaube nicht nötig zu haben, dem Büchlein eine langatmige Empfehlung mit auf den Weg zu geben; wer Herz und Gemüt hat, den wird der Inhalt, wie ich zu hoffen wage, nicht unbefriedigt lassen und er wird das Buch ohne Ansehen auf den Verfasser weiter empfehlen. Ich will nur noch erwähnen, daß ich in diesen kleinen Geschichten, wie in allem, was ich bisher schrieb, an Vorgänge aus dem wirklichen Leben angeknüpft habe. Ob Phantasiegebilde nachhaltiger wirken als Bilder aus dem wirklichen Leben — das mag der freundliche Leser entscheiden.

Der Verfasser.

Des Dorfes Stolz.



Die glühende Julisonne stand im Zenith, als ich nach anderthalbstündiger Wanderung das kleine an den Ausläufern der Eifel gelegene Dörfchen erreichte, das ich mir als Ziel meiner Ferienreise gewählt hatte.

Neugierig durchschritt ich die menschenleere Straße, mich sorgsam nach einem bekannten Gesicht umschauend.

Aeußerlich schien Alles unverändert. Dort war die Schmiede, genau wie vor 25 Jahren, dort der Kaufmannsladen, dort der Gutshof, auf dem ich als Junge so manchmal frisch gemolkene Milch getrunken hatte, dort auch das freundlich einladende Wirtshaus „Zur Barrière“ mit seinen breiten Fenstern und grünen Läden. Hühner und Enten marschierten gerade so gelangweilt

durch das Dorf wie vor einem Vierteljahrhundert — die Zeit schien spurlos an dem Orte vorübergegangen zu sein.

Dennoch beschlich mich jenes Zagen, welches uns manchmal im Vorgefühl von Ueberraschungen zu überkommen pflegt und nur langsam näherte ich mich dem Gasthaus und noch langsamer drückte ich auf die Thürklinke und trat ein.

Die Gaststube war in allen Teilen die gleiche wie in den Tagen meiner Kindheit. Die große Wanduhr ließ noch wie früher ihr einförmiges Ticken erschallen, über dem Tisch hingen dieselben Schlachtenbilder wie in den sechsziger Jahren und beim Ofen stand die wohlbekannte hölzerne Bank, auf welcher der alte Krüger*) stets mit Vorliebe saß.

Ein mir völlig fremder Mann in der

*) Eine in jener Gegend gebräuchliche Bezeichnung für Wirte.

Mitte der vierziger Jahre trat mir entgegen und fragte nach meinem Begehr. „Sind Sie der Wirt?" fragte ich. „Zu dienen," erwiderte er mit einer höflichen Verbeugung. „Womit kann ich aufwarten?"

„Ich bitte zunächst um eine halbe Flasche Wein und ein Fläschchen Mineralwasser, um meinen Durst stillen zu können," entgegnete ich, das runde nicht unintelligente Gesicht des Mannes genauer ansehend.

„Sind Sie schon lange hier Gasthalter?" nahm ich das Gespräch wieder auf, als er mit dem Gewünschten erschien.

„Schon mehr als 12 Jahre," entgegnete der Gefragte. „Vordem lebte ich in der nahen Stadt. Familienverhältnisse veranlaßten mich, aufs Land zu ziehen."

„Was ist denn aus der Familie des früheren Eigentümers geworden?" forschte ich weiter.

„Meinen Sie die Schreiber'sche?"

„Allerdings."

„Davon ist keine Seele mehr im Dorfe. Der alte Schreiber starb zu Anfang der siebenziger Jahre. Zwei Söhne hatte er im deutsch-französischen Krieg verloren und dem dritten war das Dorf zu eng; er ging in die Fremde, nachdem hier Alles verkauft und unter die Geschwister geteilt worden war. Die beiden Töchter haben sich nach der Stadt verheiratet."

Der Wirt hatte mir gegenüber am Tische Platz genommen, als wenn er ahne, daß ich noch mehr Fragen zu stellen beabsichtigte. „Lebt der Dorfmüller noch?" hub ich nach kurzer Pause abermals an.

„Ja," antwortete mein Gegenüber, indem er neugierig hinzufügte, „der Herr ist wohl bekannt hier?"

„Allerdings bin ich hier bekannt, wenigstens gewesen," versetzte ich, und darum interessirt es mich, über den Einen oder Anderen etwas zu hören."

„Es muß wohl lange her sein, daß

der Herr hier waren," meinte der kugelige Gasthalter, „ich erinnere mich nicht, Sie jemals gesehen zu haben."

„Fast 30 Jahre sind seitdem vergangen," entgegnete ich nachdenklich.

„Dann werden Sie freilich sehr viel verändert finden."

„Wenn es erfreuliche Veränderungen sind, so hat dies nichts zu sagen."

„Wie mans nimmt. Manches ist jedenfalls auch unerfreulich. Das Sterben hört ja nicht auf und in 30 Jahren werden viele bekannte Gesichter von uns gegangen sein."

„Lebt der Pfarrer noch?" fragte ich.

„Ja, aber er ist in den letzten Jahren recht hinfällig geworden."

„Und der alte Schullehrer Ahrens?"

„Vor etwa 10 Jahren starb er."

„Was ist aus dem Kinde des Dorfmüllers, dem sanften Mariechen, geworden?"

„Wenn ich Ihnen das erzähle, Herr, hören Sie nichts Angenehmes."

„Sie machen mich neugierig; ist denn etwas so Betrübendes passiert?"

„Müllers Miechen*) hat jedenfalls viel Herzeleid ertragen müssen und erträgt es wohl noch. Der Anderl, der Thunichtgut, hat das arme Kind ins Unglück gebracht. Nachdem er die schöne Mitgift in Spiel und Trunk vergeudet, wurde er zum Verbrecher, der flüchten mußte, um harter Strafe zu entgehen. Miechens Haare sind in einer Nacht ganz grau geworden."

„Meinen Sie Bergmann's Anderl?" forschte ich mit regstem Interesse.

Der Wirt nickte.

„Er war doch ein so aufgeweckter Bub, von dem sich das ganze Dorf recht viel versprach."

„Ja das war er, erwiderte mein vis-à-vis, er hat nur seinen Verstand zu schlechten statt zu guten Dingen benutzt."

---

*) Abkürzung für Mariechen.

„So erzählen Sie doch!“ drang ich in ihn, als er nach der kurzen Bemerkung wieder schwieg.

„Es ist eine lange und unerfreuliche Geschichte, Herr, über die Niemand im Dorfe gerne spricht.“

„Miechen und Anderl waren Jugendgespielen von mir,“ warf ich ein, „ihr Geschick interessirt mich daher sehr.“

„Wenn das ist,“ meinte mein behäbig Gegenüber, „dann will ich gerne eine Ausnahme machen und Ihnen erzählen, was Monate hindurch im Dorf das Tagesgespräch war.“

Der Wirt rückte sein Käppchen zurecht, stützte den Kopf in die linke Hand, sah mich an und begann:

„Der Anderl war, wie Sie schon vorhin bemerkten, ein aufgeweckter Bub. Durch seine schnelle Auffassungsgabe wurde nicht nur sein Lehrer sondern auch unser Pfarrer auf ihn aufmerksam. Letzterer beschloß aus

dem armen Bergmannssohn etwas tüchtiges zu machen.

„Hohe Schulen giebt es hier und auch mehrere Stunden im Umkreis nicht, der Anderl sollte außerdem gleich nach den Schuljahren Geld verdienen, denn die Familie seines Vaters war groß und noch viele kleinere Geschwister mußten erzogen werden. Ein Bergmann, Herr, verdient hier nicht viel. Wenn er 18 bis 20 Groschen täglich heimbringt, kann er schon recht zufrieden sein. Anderl konnte aus diesem Grunde das Dorf nicht verlassen, selbst wenn der Herr Pfarrer alle Kosten für den Jungen hätte tragen wollen, was dem guten Herrn aber auch am Ende zu viel gewesen wäre.

„Aus all' diesen Gründen beschloß er, dem Anderl selbst Unterricht zu erteilen.

„Kam der Knabe abends vom Bergwerk nach Hause, dann wusch er sich und flugs gings zum Herrn Pfarrer. Mit Feuereifer war Anderl hinter den Büchern her

und nicht lange dauerte es, so war er der Gelehrte des Dorfes. Unsere Bauern sahen bald mit Staunen und Bewunderung zu dem kleinen Bergmannssohn mit den feurigen schwarzen Augen und dem glänzenden schwarzen Haar empor; sie waren entzückt davon, daß in unserem Dorf ein so heller Kopf das Licht der Welt erblickt hatte.

„Der wird unserem Dorfe einmal Ehre machen," raunten sie sich zufrieden schmunzelnd zu, wenn Anderl wieder irgendwo sein Licht hatte leuchten lassen, wenn er ihnen einen lateinischen Satz übersetzte oder auf französisch eine Grobheit sagte.

„Ehre machen! — — — Unehre hat er über das Dorf und seine Familie, Elend über Weib und Kind gebracht, der Bösewicht," knirschte der Wirt.

„Er soll aber schon als Bub von sehr unstetem Charakter gewesen sein und die älteren Leute im Dorfe waren, wie man erzählt, ihm nie so recht von Herzen zuge-

than, wenn sie auch seine geistige Ueberlegenheit rückhaltlos anerkannten.

„Als er heranwuchs, genügte ihm das Studium fremder Sprachen, soweit sie der Herr Pfarrer lehrte, nicht mehr. Er wollte auch Musik lernen, weil er sich davon früher klingenden Nutzen versprach.

„Den Herrn Pfarrer für sich einzunehmen, verstand der Anderl einmal und so wurde es ihm nicht allzu schwer, den guten Herrn zu überreden, ihm Unterricht im Flötenspiel zu erteilen.

„Wenn man den Anderl fragte: was willst du denn mit dem Flötenspiel? so antwortete er mit überlegener Miene: was die Musikanten thun, die bei der Kirchweih zum Tanz aufspielen — Geld verdienen.

„Ja, Herr, viel Geld hat er verdient, aber mehr noch hat er verbraucht.

„Bei seiner schnellen Auffassungsgabe und seiner seltenen Ausdauer, wenn es galt, ein vorgestecktes Ziel zu erreichen, hatte er

es auch im Flötenspiel sehr bald zu einiger Fertigkeit gebracht. Schon nach wenigen Wochen saß Anderl vor seiner Eltern Hausthür und blies ein munteres Stückchen. Die Dorfjugend umringte ihn dann und sah bewundernd zu ihm auf, während er mit dem stolzen Blick eines Feldherrn auf seine Umgebung herabsah und sich über die mancherlei Fragen seiner Altersgenossen fast totlachen wollte.

„Ein Jahr mochte vergangen sein, als Anderl mit Erlaubnis des Herrn Pfarrers zum ersten Mal seine musikalischen Kenntnisse zu verwerten suchte. In unserm Nachbardorfe B. war Kirchweih. Anderl war von dem dortigen Krugwirt eingeladen worden mitzuspielen und ihm ein schönes Stück Geld und gute Verpflegung während der drei Kirchweihtage zugesichert worden. Unser Herr Pfarrer sträubte sich zwar anfangs dagegen, seinen kaum 17 jährigen Schüler, wenn auch nur als Musiker, allein zum

Tanzboden ziehen zu lassen, wo es die ganze Nacht hindurch toll herzugehen pflegt. Der gute alte Herr mochte eine Ahnung haben, daß das Musikantentreiben Anderls Verderben sein werde.

„Schließlich gab er aber doch den Bitten seines Schülers nach und mit hochgehenden Hoffnungen zog Anderl zu seinem ersten öffentlichen Auftreten hinaus.

„Wie der Appetit mit dem Essen zu kommen pflegt, so kam Anderl nach dem ersten gelungenen Versuch die Lust, noch häufiger bei den Kirchweihfesten zu sein.

„Er brachte vier harte Thaler als Bezahlung für sein Flötenspiel heim, ein ansehnliches Stück Geld, Herr, für die Verhältnisse unserer einfachen, anspruchslosen Dorfbewohner. Anderl hatte mit seinem Flötenspiel an drei Tagen mit geringerer Mühe mehr Geld verdient, als auf dem Bergwerk in der ganzen Woche. Die Eltern schwammen in einem Meer von Wonne,

Anderl selbst natürlich nicht minder, wurde er doch erst jetzt recht als das Kleinod der Familie betrachtet. Dürftigkeit und Not, Herr, lassen den Menschen über manche Bedenken wegsehen und darum darf auch Anderls Eltern nicht allzusehr verdacht werden, daß sie die Pläne und Absichten des Sohnes nicht nur nicht bekämpft, sondern sogar genährt haben. Es waren, wie ich schon erwähnte, noch mehrere kleinere Geschwister zu erziehen und außer einer Ziege und einem Schweinchen nannte Anderl's Vater nichts sein. Was Wunder, daß unter diesen Umständen der verhältnismäßig große Verdienst des Sohnes willkommen war.

„Anderl aber hatte offenbar nicht nur an den vier blanken Silberthalern, sondern auch an dem Treiben auf dem Tanzboden Gefallen gefunden. Die Arbeit auf dem Bergwerk schmeckte ihm nicht mehr recht und bald wurde stundenweit im Umkreis nirgends die Fidel gerührt, ohne daß der

„Stolz unseres Dorfes“, wie ihn Viele in Verblendung nannten, als Tänzer oder Musikant dabei gewesen wäre.

„So vergingen ungefähr drei Jahre. Anderl hatte zwar den Sinn für ernste, ehrliche Arbeit mehr und mehr verloren, aber man konnte ihn noch keineswegs als verlottert bezeichnen. Die Achtung vor seinem Wohlthäter und Lehrer, dem Herrn Pfarrer, und die Liebe zu seinen Eltern und Geschwistern waren noch nicht in ihm erstorben. Das kam erst, als ihn der Spielteufel erfaßt hatte, als das Wirtshaus seine Kirche und Heimat geworden war, als er seinen hellen Verstand zu Schlechtigkeiten benutzte.

„Nicht viel mehr als 20 Jahre mag der „Stolz unseres Dorfes“ gezählt haben, als er sein Auge auf Dorfmüllers Miechen warf.

„Anderl und Miechen waren zusammen aufgewachsen, sie spielten tagtäglich mit-

einander, wie das bei Dorfkindern zu sein pflegt.

„Das um 3 Jahre jüngere Miechen war ein reizendes Kindchen mit goldblondem Lockenhaar, himmelblauen Augen und einem Teint wie Milch und Honig. Es schien aus besserem Holze geschnitzt als unsere übrige Dorfjugend, besuchte die bessere Stadtschule und hätte überall für ein feines Stadtpflänzchen gelten können. Von einer Ruhe, Sanftmut und Herzensgüte war das kleine Mädchen, wie man sie selten findet. Alle Wildheiten der Jugend schreckten das Kind ab, im ruhigen besonnenen Spiel fand es seine Freude, und stundenlang konnte Miechen still in einem Eckchen sitzen und mit Steinchen oder seinem Püppchen vor sich hinspielen."

Ich nickte zustimmend mit dem Kopfe, kannte ich doch Miechens Gewohnheiten aus eigener Anschauung.

„Das gerade Gegenteil, Herr," fuhr

der Wirt fort, „war Anderl. Wo es wild und stürmisch zuging, da war er gewiß mit dabei. Wie aber die Gegensätze sich oft im Leben anziehen, so auch bei den Kindern. Der wilde Anderl war wie umgewandelt, wenn er in Miechens Nähe kam; still und aufmerksam sah er ihrem sanften Wesen zu und nicht selten war er, sonst der größte Wildfang, der Beschützer von Dorfmüllers blondem Töchterchen, wenn andere Kinder es in ausgelassener Weise zu behelligen suchten.

„Mag sein, daß sich dadurch schon frühzeitig eine Neigung zu dem aufgeweckten Bub mit den glänzenden schwarzen Augen in dem dankbaren Herzen des kleinen Mädchens gebildet hatte, genug die Beiden waren, noch bevor Anderl volljährig geworden und jemand im Dorfe etwas bemerkt hatte, ein echtes und rechtes Liebespaar.

„Miechen war ihrem Anderl von ganzem

Herzen zugethan; sie sah, wie so viele und weit ältere Leute, mit Bewunderung zu ihm auf und helle Freude strahlte aus ihren himmelblauen Augen, wenn sie von Anderl und ihrer Liebe sprach.

„Miechens Vater, einer der wohlhabendsten Leute des Ortes, war von der tiefen Neigung seines Kindes zu dem klugen Bergmannssohn weniger entzückt, wenn er dieselbe auch — wohl mit Rücksicht auf den Herrn Pfarrer, der nach wie vor Anderls Beschützer war — nicht direkt bekämpfte. Der Müller hat von Anfang an zu den Ungläubigen gehört, wenn von Anderl, seinem Talent und seiner Zukunft die Rede war. Den Begeisterten entgegnete er stets trocken: „Wartet's ab; aus den vermeintlichen Genies wird häufig gar nichts Rechtes."

„Er hat Recht behalten, der Dorfmüller; leider — muß man hinzusetzen, wenn man sein armes Kind sieht.

„Die Liebe ist blind mit offenen Augen, Herr, und — Gott sei's geklagt — unser Pfarrer war es in Bezug auf den Anderl auch.

„Des Vaters Ermahnungen fanden wenig Gehör, Strenge mochte der Dorfmüller nicht anwenden und selbst wenn er es einmal damit versuchte, hielt sein Entschluß vor der Sanftmut und den Thränen seines Töchterchens nicht stand.

„Er hat sein Kind lieb gehabt, der wortkarge Mann, das muß wahr sein, und noch heute ist er ihm mit der gleichen Liebe zugethan wie früher. Sein Miechen wollte er froh und glücklich sehen und so willigte er, wenn auch mit Widerstreben, in die Verbindung seines Kindes mit dem Bergmannssohn ein, nachdem er zuvor wiederholt sich mit dem Herrn Pfarrer beraten hatte und von diesem über Anderls Charakter beruhigt worden war.

„Das Herz im Leibe blutet einem,

Herr," fuhr der Gasthalter seufzend fort, „wenn man Miechen erzählen hört, wie ihr Vater so oft gesagt habe: „Liebes Kind, laß ab von dem Anderl, ich vermag ihm nicht zu trauen; er hat es nur auf deine Mitgift abgesehen und ich möchte dich doch glücklich wissen. Glaube deinem Vater, der es ehrlich mit dir und deinem Glück meint. Anderl ist zu leichtfertig, es fehlt ihm der Ernst und sichere Halt für das Leben.

„Und ich liebe ihn heute noch!" ruft dann zum Schlusse verzweifelnd das arme Ding, drückt die Hände krampfhaft auf das klopfende Herz und eilt thränenden Blickes davon.

„Das Herz ist, weiß Gott, ein unbegreiflich-närrisch Ding. Das arme, verlassene Weib hat den Bösewicht trotz seiner Schandthaten stets gerne gehabt, sonst säße er heute hinter dicken Kerkermauern, statt sich, wie man wenigstens annehmen muß, der goldenen Freiheit zu erfreuen.

„Die Trauung Miechens — es war im Mai — war ein Festtag für das ganze Dorf. Anderls Glück schien nun erst recht begründet zu sein. Ein schönes junges Weib, sanft und liebevoll wie ein Engel, ein hübsch eingerichtetes Heim und noch ein stattliches Sümmchen blanker Thaler, die der Dorfmüller seinem Kinde mitgab, was konnte der junge Bergmannssohn wohl mehr wünschen? Dazu kam noch die Zuneigung seines greisen Gönners, des Herrn Pfarrers, der seine Kenntnisse so weit zu fördern versprach, daß er bei gleichem Eifer sich binnen kurzer Zeit zu einer angesehenen Stellung emporarbeiten könne.

„Während der ersten Monate war das junge Paar überglücklich. Anderl schien nur für sein Weib und dieses nur für den Gatten zu leben; nichts störte die herzerquickende Harmonie dieser beiden glücklichen Dorfkinder.

„Da nahte der Herbst und mit ihm

das Verhängnis in der Gestalt der Kirchweihfeste. Die Honigmonde waren vorüber, Anderl glaubte nun wieder seine eigenen Wege wandeln zu dürfen und dazu boten ihm die Kirchweihfeste und sein Flötenspiel willkommene Gelegenheit.

„Das erstemal mag es ihm wohl nicht ganz leicht geworden sein, sein junges Weib die Nacht über allein zu lassen, um in dem Nachbardorfe zum Tanze aufzuspielen, aber er überwand die Bedenken, indem er Miechen und sich einzureden suchte, es sei seine Pflicht, hinauszugehen und Geld zu verdienen.

„Das Herz möchte einem im Leibe zerspringen, Herr, wenn das arme Kind schildert, wieviel Thränen sie bei der ersten solchen Trennung vergossen, wie sie Anderl angefleht hat, doch bei ihr zu bleiben und den lockenden Gewinn im Stiche zu lassen, wie sie ruhe- und rastlos die ganze Nacht sich auf ihrem Lager gewälzt und die

Minuten gezählt hat, bis der geliebte Mann heimkehrte.

„Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als Anderl andern Morgens in gehobenster Stimmung nach Haus kam. Nach Beendigung des Tanzes war er mit verschiedenen Bekannten zusammengetroffen, hatte sich mit ihnen, statt sofort den Heimweg anzutreten, zu einer Flasche Wein niedergesetzt und schließlich Karten gespielt. Das Glück war ihm hold gewesen, er hatte mehrere blanke Thaler im Spiel gewonnen.

„Dieses Glück, Herr, sollte sein Unglück werden und Sorge und schweres Herzeleid über seine Familie bringen.

„Welche Anziehungskraft Spielgewinne besitzen," warf der dicke Wirt ein, „ist bekannt. Hat man erst einmal Karten in die Hand gefaßt und Geld gewonnen, dann ist es gerade, als ob der Teufel einen in den Klauen hält; man kann nicht mehr zurück

und mit offenen Augen wird ins Verderben gerannt.

„Anderl vermochte um so weniger der Spielleidenschaft zu widerstehen, als ihm der rechte Sinn für Familienglück und Familienleben abging und die Kirchweihfeste ihm immer wieder von neuem Gelegenheit boten, diesem Laster zu fröhnen.

„So vergnügt Anderl über sein Glück war, so betrübt war Miechen. Das arme Kind schien zu ahnen, daß mit diesem Spielglück das eigene Glück zu Grabe getragen wurde.

„Wohl hundertmal hat sie mir erzählt, wie Anderl sie damals aufgefordert habe, sich mit ihm zu freuen, wie aber kein glücklicher Gedanke bei ihr habe aufkommen können und sie schließlich in Thränen ausgebrochen sei.

Unwirsch habe sie ihr Mann darob angeschrien und sie eine dumme Gans ge-

scholten, die von der Welt und dem Leben nichts kenne.

„Die Bitten des jungen Weibes, um ihrer Liebe und ihres Eheglückes willen alle Kirchweihfeste zu meiden und namentlich zu bedenken, daß das Glück unstet sei, daß er beim Spiel ebenso gut verlieren könne und dann nicht allein mißgestimmt heimkehren, sondern auch dem Spielteufel ganz verfallen werde, habe er damit beantwortet, daß er — das Haus verließ. —"

„Was sagten denn der Herr Pfarrer und der Dorfmüller dazu?" fragte ich mit wachsendem Interesse.

„Das werden Sie gleich hören," erwiderte mein Gegenüber und fuhr fort:

„Die Kirchweihfeste auf den umliegenden Dörfern folgen kurz nacheinander.

„Drei Wochen später rüstete Anderl sich abermals, um zum Tanze aufzuspielen. Die Trennung von Miechen wurde ihm diesmal schon leichter. Für die Bitten seiner

Frau hatte er nur noch ein geringschätziges Achselzucken und die Erklärung, er müsse Geld verdienen.

„Beim zweiten Mal kehrte er zeitig heim, zum Spiel hatte sich keine Gelegenheit gefunden.

„Das junge Weib begann wieder zu hoffen, es ahnte noch nicht, wie viel stärker es den Gatten ins Wirtshaus zog als nach Haus.

„So vergingen wohl nahezu zwei Monate, ohne daß etwas Bemerkenswertes passiert wäre. Anderl ging und kam, aber von seinen Erlebnissen bei den Kirchweihfesten oder sonstwo erzählte er nichts mehr.

„Miechen trug ihren Kummer still und ohne zu klagen; keinem Menschen, auch nicht dem Vater, verriet sie etwas von der zunehmenden Kälte, mit der ihr Gatte ihr begegnete. Sie fürchtete nachträglich Vorwürfe wegen ihrer Wahl, das arme Kind, und schwieg darum.

„Lange konnte indessen in unserm kleinen Dorf das getrübte Glück des jungen, so viel beneideten Paares kein Geheimnis bleiben. — —

„Wiederum war Anderl zu einem Kirchweihfest hinausgezogen, um zum Tanze aufzuspielen und „Geld zu verdienen", wie er zu sagen pflegte. Diesmal wollte er zwei Nächte nacheinander fortbleiben, da der Weg nach B. ein ziemlich weiter ist und er am zweiten Kirchweihabend ebenfalls mitspielen sollte. Den Schrecken Miechens, Herr, kann man sich denken, als der Anderl am Morgen nach der ersten Nacht plötzlich verstört und bleich in seiner Wohnung erschien und — — —

„Eben geht Miechen vorbei," unterbrach der Krüger seine Erzählung, indem er sich von seinem Platze erhob und auf eine des Weges kommende Frauengestalt deutete. „Wollen Sie ihr nicht guten Tag wünschen?"

„Gewiß will ich das," erwiderte ich hastig aufspringend, griff nach Hut und Stock, rief dem dicken Wirt „auf Wiedersehen" zu und trat eilig auf die Straße hinaus.

Schnellen Schrittes ging ich auf das junge Weib mit den kummervollen Zügen zu, lüftete höflich meinen Hut und sagte in teilnahmsvollem Tone: „Guten Tag, Miechen, wie geht Dirs?"

Erstaunt sah mich das einst so hübsche Mädchen an und ihre großen blauen Augen schienen zu fragen, was mich, den Fremden, ihr Befinden angehe.

„Nicht ein Fremder, Miechen," bemerkte ich erklärend, „sondern ein teilnehmender Jugendfreund fragt nach Deinem Wohlergehen." Dann nannte ich meinen Namen.

Ueber ihre Züge flog es wie Sonnenschein. „Du bist es, sagte sie dann wehmütig, ich hätte Dich nicht erkannt und ich

habe auch nicht daran gedacht, Dich jemals wieder zu sehen. Das Schicksal hat mir arg mitgespielt, seitdem Ihr unser Dorf verließet."

Der gepreßten Brust entrang sich ein tiefer Seufzer und in die einst so glücklich dreinschauenden Augen drangen Thränen.

„Ich habe schon davon gehört," beruhigte ich sie; „ich weiß freilich noch nicht Alles, aber ich möchte es wissen, um Dir möglicherweise helfen, dir raten zu können. Nicht müßige Neugier läßt mich Dich bitten, mir zu vertrauen, was Dir Schlimmes begegnet ist, was Dein Herz drückt. Ich hoffte Dich froh und glücklich wiederzusehen und sehe Dich bleich und kummervoll. Das thut mir herzlich leid, Miechen und wenn ich Dir helfen kann, so geschieht es mit Freuden."

Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Du kannst mir nicht helfen!" hauchte sie.

„Wer weiß?" entgegnete ich.

„Kommst Du viel in der Welt herum?"

fragte sie plötzlich und ihre Augen leuchteten vor Spannung.

„In der nächsten Zeit sogar sehr viel.“

„O, dann kannst du mir vielleicht einen großen Dienst erweisen.“ Willst Du?“

„Ob ich will? Mit tausend Freuden.“

„Komm mit vor's Dorf: Unter der Linde, wo wir als Kinder so manchmal gespielt, will ich Dir erzählen, was ich ererlebt habe und was mein Herz drückt und quält. Draußen sind wir allein, draußen darf ich mich auch ausweinen.“

Während sie also sprach, rollten dicke Thränen über ihre bleichen Wangen. Dann schritt sie schnell voran, ich folgte ihr.

Als wir auf der Bank unter der breitästigen Dorflinde Platz genommen hatten, wandte sich Miechen mit der Frage an mich: „Wer hat Dir von mir erzählt und was hat man Dir gesagt?“

Kurz wiederholte ich, was ich vom Inhaber der Wirtschaft „zur Barrière“ gehört

hatte und versicherte sie, daß nach des Wirtes Aussage das ganze Dorf inniges Mitleid mit ihr habe.

„Der dicke Krüger ist ein rechter Mann“, neckte sie. „Er ist zwar Wirt und sein Geschäft blüht, wenn die Leute viel bei ihm essen und trinken, aber er sieht einen nüchternen Gast, der dann und wann zu ihm kommt, lieber als einen Trinker, der viel Geld bei ihm verzehrt und die Seinen Not leiden läßt. Er will seinen Wohlstand nicht auf den Trümmern des Glückes seiner Nächsten aufbauen.“

Miechen schwieg und blickte traurig vor sich hin. Ich mußte sie erst wieder an ihr Versprechen erinnern und mahnte nach einer Pause: „Miechen, Du wolltest mir doch von Deinem Geschick erzählen.“

„Ach ja,“ erwiderte sie, wie aus einem Traume aufgeschreckt. „Wenn ich an diese Dinge denke, dann höre und sehe ich von der übrigen Welt nichts mehr.

„Also, Du hast schon vom Krüger gehört, daß Anderl zwei Nächte nacheinander fortbleiben wollte. — Am Morgen nach der ersten Nacht kam Anderl unerwartet heim und forderte ungestüm Geld von mir. Mit fliegendem Athem stieß er hervor, er habe beim Spiel Alles, sogar seine Uhr verloren.

„Ich zitterte am ganzen Leibe als ich Anderls ansichtig wurde, und als ich hörte, was passiert und weshalb er heimgekommen war, brach ich in Thränen aus. „Laß das Heulen sein," herrschte mich Anderl an, „sage mir lieber, wieviel Geld Du noch von Deiner Mitgift liegen hast. Ich brauche keine Thränen und auch keine Ermahnungen, sondern Thaler, um meinen Verlust wieder einzuholen."

„Es werden noch etwas mehr als 100 Thaler in dem Kasten liegen, lieber Mann, die, wie du weißt, für den Moment aufgespart werden sollten, wo ich Mutter werde.

„Bis dahin,“ keuchte Anderl, durch das wirre Haar fahrend, „wird sich wohl Ersatz schaffen lassen, falls mir das Glück hartnäckig den Rücken kehren sollte. Ich habe keine Zeit zu verlieren, da ich gegen Abend wieder in B. sein muß. Hole das Geld herbei und sieh nach wieviel es ist.“

Matt vor Aufregung und Hast sank Anderl auf einen Stuhl nieder, während ich mich ins Kämmerchen begab, um den Rest der väterlichen Mitgift herbeizuholen.

„Es sind noch 104 Thaler,“ sagte ich, als ich wieder in die Stube trat, indem ich zwei Säckchen mit Geld vor Anderl auf den Tisch legte. „In dem einen befinden sich 40, in dem andern 64 Thaler.“ Dann setzte ich weinend hinzu: „Bleibe hier, lieber Mann, lasse das Geld und die Uhr ruhig verloren sein, ich will den Verlust sogar als ein Glück betrachten, wenn du bei mir bleibst und fortan kein Kirchweihfest mehr besuchest. Das Verlorene läßt sich

mit vereinten Kräften bald wieder gewinnen und. Du wirst dich später gleich mir des Tages freuen, an dem die Glücksgöttin Dir den Rücken gekehrt hat."

„Spare die Worte", entgegnete Anderl kurz, „ich muß nach B. zurück und lasse meinen Verlust nicht so leicht im Stich."

„Dann nimm wenigstens nicht alles mit, Schatz," bat ich, „bedenke, daß wir nicht jetzt schon zu meinem Vater gehen können, wenn das Restchen aufgezehrt ist."

„So behalte meinetwegen die 40 Thaler" schrie Anderl aufspringend; die 64 nehme ich und bringe hoffentlich noch mehr dazu mit heim." Dann wandte er sich zur Thüre und schritt ohne Gruß hastig von dannen.

„Heimgekehrt ist der Anderl", stöhnte Miechen, die Worte mit Mühe über die Lippen pressend, „aber — — ohne seine 64 Thaler. Gründlich haben sie ihn ausgezogen, seine Trink- und Spielgenossen!

„Das wäre aber nicht das Schlimmste

gewesen, wenn der „Stolz unseres Dorfes“, wie Anderl vielfach genannt wurde, sich die empfangene Lektion hätte als Lehre dienen lassen. Wie er aber in allen Dingen ausdauernd und hartnäckig war, so auch im Spiel. Der Thor bildete sich ein, das Glück an sich ketten zu können! Dabei verrechnete er sich trotz all seines Talents.“

Das junge Weib seufzte abermals und hielt einen Augenblick inne. Dann fuhr sie fort:

„Wie die meisten Spieler, so ließ auch Anderl seinen Zorn über sein Unglück daheim aus. Sein Benehmen wurde unwirsch und rücksichtslos und kaum ein freundliches Wort hörte ich innerhalb einer ganzen Woche.

„Von jetzt ab war Anderl bei jedem Kirchweihfest zu finden. Spielte er nicht Flöte, so doch Karten, meist sogar wurde an einem Tage beides getrieben und nicht selten verlor er im Kartenspiel, was er durch sein Flötenspiel verdient hatte.

„Die Leidenschaft hatte ihn vollständig erfaßt. Mit dämonischer Gewalt zog es ihn in die Schänke, um vom späten Abend bis zum frühen Morgen sein Glück im Kartenspiel zu versuchen.

„Daß unter solchen Umständen dem Anderl der Sinn für Gutes und Schönes immer mehr verloren ging, ist natürlich. Die Unterrichtsstunden beim Herrn Pfarrer vernachlässigte er immer mehr, so daß sich der greise Herr schließlich veranlaßt sah, mich zu besuchen, um zu hören, wie es denn eigentlich komme, daß Anderl so unpünktlich und verstört sei. — „Weinend klagte ich dem Seelsorger mein ganzes Herzeleid.

„Dem guten Herrn Pfarrer mögen die Neuigkeiten schwer aufs Herz gefallen sein, war er es doch gewesen, der den letzten Widerstand meines Vaters gegen die Verbindung mit Anderl zu brechen gewußt hatte. Beim Weggehen versprach er mir,

Anderl ernstlich an seine Pflicht zu gemahnen und ihm ins Gewissen zu reden. Er tröstete mich damit, daß Anderl ein braver Knabe gewesen sei, der gewiß auch als Mann nicht verkommen werde; durch vernünftige Vorstellungen werde er sicher bald zur Einsicht gelangen.

„Leider sollte sich der gute alte Herr abermals täuschen! Zwar blieben seine Ermahnungen nicht ganz ungehört, denn Anderl war dem greisen Prediger zu hohem Dank verpflichtet und er mochte auch wohl nicht gerne von seinem uneigennützigen Lehrer für einen verworfenen, schlechten Menschen gehalten werden, indeß die Leidenschaft hatte bei ihm die Oberhand gewonnen und die guten Vorsätze hielten dieser gegenüber nicht Stand.

„Nur kurze Zeit schien es, als ob Anderl wieder einen ordentlichen Lebenswandel beginnen wollte, aber — es schien

auch nur so", hauchte Miechen und hielt die Hand vor's Gesicht.

„Schon das nächste Kirchweihfest führte ihn von neuem auf die abschüssige Bahn und leidenschaftlicher denn zuvor gab er sich dem Trunke und dem Spiele hin. Den Herrn Pfarrer, von dem er heftige Vorwürfe befürchtete, besuchte er von nun an gar nicht mehr, sein Eifer für das Studium hatte völlig aufgehört, sein Sinnen und Trachten war auf die Schänke und das Spiel gerichtet.

„Geld brachte er längst nicht mehr nach Hause, dagegen forderte er noch solches von mir, wenn er von seinen Spielgenossen gerupft worden war, ja er scheute sich selbst nicht, zu verlangen, ich sollte meinen Vater um Geld angehen, damit er zu Spiel und Trunk ziehen könne.

„Kein Wunder, daß unter diesen Umständen bald unser Dorf wußte, wie's bei uns zuging, daß man Anderls Thun und

Lassen genauer als bisher beobachtete und manches harte aber gerechte Urteil über ihn gefällt wurde.

„Es fehlte auch nicht an Männern, die dem Anderl sein verwerfliches Treiben vorhielten, ihn ermahnten umzukehren, ehe es zu spät sei, indeß auf solche Worte achtete er nicht, schalt die Mahner einfältige Schwätzer und Heuchler oder antwortete ihnen, sie verständen davon nichts, er wisse allein, was er zu thun habe. Je mehr man ihn zur Umkehr ermahnte, desto trotziger verfolgte er seine Ideen, desto leidenschaftlicher trank er. Gewann er im Spiel, so trank er vor Freude, — verlor er, so trank er aus Aerger. Wenige Wochen genügten, ihn zum vollendenten Spieler und Trunkenbold zu machen.

„Kam er Nachts trunken nach Haus, so trieb er mich unbarmherzig aus dem Bette; ich mußte ihm zu essen und zu trinken herbeischaffen, ihm Gesellschaft leisten,

wenn er es für gut fand noch wach zu sitzen, ihm beim Entkleiden helfen, und dergleichen mehr. Suchte ich ihn durch ruhige Worte von einer Idee abzubringen oder ihn zu überreden, sich zur Ruhe zu begeben, so schalt er und ging nicht selten zu Thätlichkeiten über. Ich bin — o, es ist schwer, so etwas aussprechen zu sollen —" seufzte das arme junge Weib — „mehr als einmal in die dunkle Nacht hinausgeflohen, um seinen Fäusten zu entrinnen, und erst wieder heimgekehrt, wenn er seinen Rausch ausschlief.

„In dieses qualvolle Dasein sollte nur noch ein einziges Mal ein Lichtblick fallen und das war, als ich eines kleinen Mädchens genas. —

„Als ich die schwere Stunde nahen fühlte, habe ich meinen Vater um seinen Schutz und seine Hülfe gebeten, denn Anderl saß irgendwo in der Schenke und zechte und spielte. Meinetwegen hätte ich keines

Menschen Hülfe angerufen, dem Kinde aber war ich es schuldig. —

„Ich bat den Vater nicht vergebens. Der Dorfmüller — du weißt, daß man meinen Vater so nennt, — sonst zwar keine weichherzige Natur, hat in jener Zeit viele Thränen vergossen und ingrimmig die Fäuste geballt ob der Schändlichkeit seines Schwiegersohnes. Ich liebte Anderl nach wie vor und weder freundliche Worte noch Drohungen vermochten mich zu bewegen, ihn zu verlassen. —

„Und doch — kam — der Tag," fuhr Miechen, das immer noch schöne Haupt senkend, mit matter Stimme fort, „an dem ich mich entschloß, in das Elternhaus zurückzukehren.

„Doch höre, was sich bei der Geburt des Kindes zugetragen hat.

„Der Vater verschaffte mir jede Erleichterung, versah mich mit Geld und kräftigenden Nahrungsmitteln, berief eine Pfle-

gerin, kurz die Mutter hätte nicht umsichtiger und zärtlicher sorgen können, als es der wortkarge Mann that.

„Als Anderl aus der Schenke heimkehrte, war er Vater eines kleinen Mädchens.

„Die Thatsache wirkte auf ihn dermaßen ernüchternd, daß er mehr als drei Wochen seine Leidenschaft mit Erfolg bekämpfte, sich meiner und des Kindes liebevoll annahm und dadurch die Hoffnung wieder aufkeimen ließ, unsere junge Ehe werde doch noch eine glückliche und er ein braver und ordentlicher Gatte und Vater werden.

„Allein ich hatte die Rechnung ohne die Zech- und Spielgenossen gemacht; ich kannte weder den Dämon „Spiel“ noch ahnte ich, was falscher Ehrgeiz zu Wege bringt. —

„Eines Tages begegnete er dem Hans Jakob, einem der schlechtesten Kerle im Dorfe. Was Ueberredungskunst nicht fertig

brachte, das erreichte dieser Elende durch Hohn. „Anderl“ meinte er, „haben sie dich jetzt ganz unter, bist du jetzt schön fromm und sittsam? Bist ja über Nacht ein Musterehemann geworden! Deinen freien Willen haben sie Dir wohl mit schönen Versprechungen abgekauft, Dir gar eine Pfarrstelle versprochen he?“

„Solche Redensarten forderten Anderl's Trotz heraus. Er folgte dem schurkischen Verführer ins Wirthshaus, anfänglich wohl nur, um zu zeigen, daß er sein eigener Herr sei, später aus freiem Antrieb.

„Und nun erfaßte ihn die alte Leidenschaft mit erneuter und erhöhter Gewalt. Weib und Kind waren bald völlig vergessen, in der Schenke suchte er Gesellschaft, beim Spiel Erholung und Unterhaltung.

„Wie ich unter diesem Betragen meines Mannes litt, läßt sich gar nicht beschreiben, die Sorgen und der Gram drückten mich schier zu Boden. Ich fühlte meine Kraft mit

jedem Tage mehr schwinden, sah mich zusehends altern und scheute mich einem Menschen zu begegnen.

„Mein einziger Trost war mein Töchterchen, über dessen Wohl ich ängstlich wachte, dem ich Mutter und Vater in einer Person sein mußte. Der Dorfmüller hat — das muß ich rühmend erwähnen — mir in jener Zeit mein schweres Loos nach Kräften erleichtert; was er mir an den Augen absehen konnte, das that er und selten habe ich nötig gehabt, den Vater auf etwas aufmerksam zu machen oder ihn um etwas zu bitten.

„Man hätte glauben sollen, Anderl freue sich der Fürsorge des Großvaters für sein Enkelchen und reibe sich vergnügt die Hände, daß ihm die Vaterrolle so leicht gemacht werde. Im Gegenteil, durch die zarte Besorgnis des Großvaters für sein Kind sah er sich in seiner Vaterehre gekränkt; er, der nicht fähig war, für sich allein zu sorgen, dessen Gott das Spiel,

dessen Kirche die Schenke war. Mit einem Machtwort versuchte er das Verhältnis zwischen dem Vater und mir zu sprengen, gebieterisch und drohend forderte er von mir die Meidung jeder Verbindung mit dem Vaterhaus, wenn ich nicht wollte, daß er Gewalt gebrauche.

„Die Grenze der Unterwürfigkeit unter seine Launen war aber erreicht.“

„Mutterliebe macht stark,“ kam es begeisternd von den Lippen der Erzählerin und ihre Augen glänzten, „die größten Gefahren läßt sie verachten, das Schwierigste vollbringen!

„Was ich als Weib nie versucht haben würde, als Mutter that ich es ohne Besinnen — ich setzte Anderl meinen Willen entgegen und mit unerschütterlicher Bestimmtheit erklärte ich, daß ich seinen Wünschen in Bezug auf die Verbindung mit dem Elternhaus des Kindes wegen nicht nachkommen werde, da letzteres elend zu

Grunde gehen müsse, wenn es den Großvater nicht habe.

„Anderl's Zorn kannte keine Grenze. In dem ungewohnten Widerstand gegen seine Anordnungen sah er den entschlossenen Sinn seines Schwiegervaters; wie eine Herausforderung erschien ihm, was in Wirklichkeit nichts als der Ausfluß der Mutterliebe war.

„Ah," rief er mir zu „pfeift's aus dem Loch! Die kurze Zeit, die Dich mit Deinem Alten wieder in nähere Beziehung gebracht hat, scheint ja Wunder gewirkt zu haben. Deine Lammesgeduld hat sich in Kampfeslust verwandelt, es soll wohl versucht werden, mich mürbe zu machen, wie? Willst Du offenen Kampf, so sollst Du ihn haben, der Ausgang wird zeigen, wer der Stärkere ist und ob Du mir zu gehorchen hast oder nicht."

„Du hast bis zu dieser Stunde keinen Grund gehabt Anderl," erwiderte ich ge-

lassen aber fest, „Dich über Ungehorsam meinerseits zu beschweren, wiewohl ich tausendfach Veranlassung dazu gehabt hätte. Nicht ein Wort der Klage ist bis jetzt über meine Lippen gekommen. Den Kummer, den Du mir nun schon lange bereitest, habe ich mit Ruhe und Ergebenheit hingenommen und weder der Vater noch sonst ein Mensch weiß aus meinem Munde, wie unsagbar unglücklich Du mich gemacht hast.

„So lange ich nur Dein Weib war, konnte, durfte ich alles ruhig hinnehmen und selbst Deinen noch so ungerechten und unberechtigten Launen nachgeben, nun aber ich nicht nur Frau, sondern auch Mutter bin, tritt meine Person in den Hintergrund und um unseres Kindes willen bin ich verpflichtet, Dir überall dort ein starres Nein entgegenzusetzen, wo Du etwas forderst, was nach meiner Ueberzeugung das Wohl des kleinen Geschöpfes gefährden könnte. Und das ist der Fall, wenn ich die Hülfe meines

Vaters entbehren müßte, wenn ich, wie Du willst, sie sogar schroff von mir weisen wollte. Es sei fern von mir, Dir Vorwürfe machen zu wollen, aber sage mir nur, wovon soll Deine Familie leben, da Du doch lange aufgehört hast, einem ehrlichen Erwerb nachzugehen und nicht selten noch von mir Geld verlangst? Gehe ruhig Deine Wege, von denen Dich leider weder Worte noch Thränen haben zurückrufen können, aber störe auch meinen und des Kindes Frieden nicht und gönne wenigstens Deinem kleinen Mädchen, daß es sich in der Gunst des Großvaters sonnt und dieser seine schützende Hand über das arme Wesen hält. Für mich will ich nichts, weder von Dir noch von meinem Vater, dessen sei versichert."

„Bist ja außerordentlich gesprächig," warf er höhnisch hin, als ich schwieg. „Es wird Dir aber alles nichts nutzen, ich halte den Verkehr mit Deinem Elternhaus für verderblich und nachteilig für unsere Ruhe

und darum soll, muß er abgebrochen werden. Daß ich meine eigenen Wege gehe, Schatz, kannst Du glauben, ich lasse mir nichts befehlen und mich noch weniger zwingen. Aber auch Du sollst die Wege gehen, die ich für gut halte und diejenigen meiden, die ich für verderblich erachte. Richte Dich darnach, wenn anders Du nicht Kampf bis auf's Messer willst."

Damit verließ Anderl das Haus, um die Schenke aufzusuchen. — — — — —

„Eine unbegreifliche Macht zog mich zum Vater und ganz gegen meine Gewohnheit machte ich ihm diesmal von Anderl's Befehl Mitteilung. — —

„Scheinbar floß mein Leben wieder unverändert dahin, in Wahrheit aber hatte Anderl sich meine einzige verwundbare Stelle gemerkt und nur zu oft hat er Gelegenheit gesucht und gefunden, mich bis in's Innerste zu verletzen.

„Kam er trunken aus der Schenke heim

oder hatte er, wie so oft, beim Spiel verloren und das Kind machte, erschreckt durch sein rücksichtsloses und ungestümes Gebahren, nur Miene zu weinen, so ließ er seinen Ingrimm an dem unschuldigen Wesen aus und nicht selten bedurfte es meines energischen Dazwischentretens, die arme Kleine vor den Fäusten ihres Vaters zu schützen. Bei solchen Auftritten fing ich die Schläge auf, die dem Kinde zugedacht waren. Weniger als diese schmerzten mich die beißenden Bemerkungen, mit denen er seine Faustschläge begleitete. „Bist hier nicht bei Deinem Großvater, Schätzchen", lallte er trunken, „hier heißt's parieren ohne Zuckerkuchen und süße Worte, Großvater schläft und Du bist jetzt bei mir. Will sich der Alte den Schlaf nicht stören lassen, so auch ich nicht; darum ruhig, sonst müssen Machtmittel zu Hülfe genommen werden."

„Mir gaben diese Bemerkungen allemal einen Stich ins Herz, allein ich that, als

hörte ich nichts, denn zu versuchen, dem trunkenen Menschen Vernunft beizubringen, wäre verlorene Mühe gewesen. —

„So wuchs die Kleine, gehaßt von ihrem Vater, desto mehr aber geliebt von mir und dem Großvater, heran. Das Kind, sonst zwischen jungen Eheleuten ein Bindeglied von überraschender Kraft, wurde bei uns zum Zankapfel, der die Kluft zwischen Anderl und mir noch erweiterte.“ —

Miechen drückte die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

„Armes, armes Weib“ flüsterte ich, „was mußt Du erduldet haben.“

Nach und nach wurde sie wieder ruhiger.

„Jetzt ist mir wieder leichter um's Herz,“ wandte sie sich zu mir und fuhr in ihrer Erzählung fort: „Drei bis vier Monate mochten ziemlich gleichmäßig verstrichen sein, als Anderl eines Nachts halb trunken und in höchster Erregung heimkehrte und von mir mit Ungestüm Geld

verlangte. Das Unglück hatte ihn im Spiele wieder einmal hartnäckig verfolgt; seine Spiel- und Zechgenossen hatten ihm alles abgenommen, was er besessen hatte und mehr noch als das war er ihnen schuldig geworden.

„Spielschulden sind sehr bedenklicher Natur; wir Frauen verstehen zwar nicht viel davon, ich habe mir aber von Leuten, die es wohl wissen können, sagen lassen, daß Spielschulden unter allen Umständen bezahlt werden müssen. Diese Empfindung mochte wohl auch Anderl in jener Nacht haben, denn wie ein Toller geberdete er sich und verlangte von mir eine Summe, die auf Wochen hinaus für mich und mein Kind gereicht haben würde.

„Gelassen erwiderte ich: „Ich habe kein Geld."

„So gehe zu Deinem Vater und fordere welches," schrie er immer aufgeregter werdend.

„Das kann und darf ich nicht", war

die ruhige Entgegnung, „ich gehe den Vater oft genug des Kindes wegen um Hilfe an.“

„Ha, der verfluchte Balg,“ knirschte Anderl, „also auch dabei ist er mir wieder im Wege, ich werde ihm die Kehle zuschnüren, dann ist das Hindernis beseitigt.“ Damit stürzte er pfeilschnell der Wiege zu, in der die Kleine ahnungslos schlummerte.

„Schneller aber noch als er war ich gewesen. Mit dem richtigen Gefühl der Mutter hatte ich etwas Aehnliches geahnt und mich wie eine gereizte Löwin mit Blitzesschnelle vor die Wiege des Kindes gestellt, bereit, jeden Angriff abzuwehren.

„Zurück,“ donnerte Anderl, „oder auch Du kannst Deine Rechnung mit dem Himmel machen.“ Dabei suchte er mich zur Seite zu schieben und das Kind zu fassen.

„Also in die Enge getrieben, versetzte ich ihm einen so wuchtigen Stoß vor die Brust, daß er zu Boden taumelte und

stellte mich dann wieder schützend und kampfbereit vor die Kleine.

„Wuthschnaubend raffte sich Anderl empor, ergriff ein unter dem Tisch liegendes Beil und drang erneut, die fürchterliche Waffe schwingend, auf mich und das Kind ein.

„Mit der Kraft der Verzweiflung warf ich mich ihm entgegen und suchte ihm das Beil zu entreißen. Ein fürchterliches Ringen entstand; minutenlang schwankte der Ausgang des Kampfes, dann aber kam ich durch einen Fehltritt zu Fall, Anderl schleuderte mich zur Seite und drang auf das Kind ein.

„Schon sah ich die scharfe Kante des Beiles sich in das Köpfchen des Kindes graben, als ich, einen entsetzlichen Schrei ausstoßend, von neuem herbeistürzte und meine Hand schützend über die Kleine breitete.

„Ich kam — — zur — — rechten Zeit,“ fuhr Miechen, hoch aufatmend fort, ich hatte das Kind gerettet. Das Beil fuhr

in meine Hand und spaltete sie bis zum Arm, die Kleine dagegen war unversehrt. Die heftig blutende Wunde und den Schmerz nicht achtend, ergriff ich mein kleines Mädchen und stürmte, Hilfe rufend, zur Thür hinaus."

Die Brust der Erzählerin wogte heftig auf und nieder. Der Gedanke an das Erlebte ließ von neuem das arme gequälte Weib erbeben.

„Es giebt Ahnungen," fuhr Miechen lebhaft fort, „das lasse ich mir nicht ausreden. Oder sollte es keine Ahnung gewesen sein, die den Dorfmüller veranlaßte, zu so später Stunde noch einmal nach der Wohnung seines Kindes und Enkelchens zu gehen, um zu schauen, ob alles in Ruhe und Frieden sei? Er hat mir nachmals wiederholt versichert, daß er in jener Nacht in seinem Hause keine Ruhe gefunden, daß ihn ein unbestimmtes Etwas hinaus nach unserer Wohnung gezogen habe.

„Sei dem aber wie ihm wolle, der Vater kam mir entgegen, als ich blutend und vor Angst und Aufregung halb tot in die Nacht hinausfloh, verfolgt von meinem zum Tier gewordenen Gatten.

Der Vater begriff die Lage im Nu. Ehe Anderl sichs versah, lag er am Boden und die Fäuste des immer noch stämmigen alten Mannes hielten ihn wie Eisenklammern umschlossen.

„Was giebt's, was willst Du ehrloser Schurke?“ raunte er dem überwältigten Anderl in die Ohren. „Ist es nicht genug, daß Du Weib und Kind elend gemacht hast, willst Du, feige Seele, die nur an Schwächern ihre wüste Kraft übt, auch noch zum Mörder werden? Jammerte mich nicht mein Kind und hielt ich es nicht unter meiner Würde, meine alte Kraft an einem Trunkenbold zu erproben, ich knüpfte Dich an den ersten besten Fensterrahmen auf.“

„Wie ein Rasender geberdete sich Anderl.

Er spie meinem Vater ins Gesicht und trat mit den Füßen nach ihm, indes vergebens — der Dorfmüller läßt so leicht nicht los, was er einmal in den Händen hat. Erst als er mich und sein Enkelchen in Sicherheit glaubte, gestattete er seinem Eidam, sich zu erheben, nachdem er sich zuvor des Beiles versichert hatte. Dann erklärte er ihm, daß er am nächsten Morgen seine Verhaftung veranlassen werde, wenn er bis dahin nicht das Dorf verlassen habe. Erst wenn er reuevoll Abbitte für all das Elend, das er über die Seinen gebracht, leisten wolle, und sichere Gewähr dafür biete, daß er ein neues Leben zu beginnen bereit sei, dürfe er ungestraft diesen Boden wieder betreten.

„Der Dorfmüller, in der Hand das blutbefleckte Beil tragend, wandte sich hierauf zum Gehen. Anderl lachte höhnisch hinter ihm her und verschwand in der Dunkelheit.

„Während der Vater mit Anderl rang,

war ich mit meinem kleinen Mädchen in das Elternhaus geflüchtet. Es war hohe Zeit, daß ich das schützende Dach erreichte, denn die Angst um mein Kind in Verbindung mit dem starken Blutverlust führten eine Ohnmacht herbei, aus der ich erst erwachte, als der Vater längst heimgekehrt war.

„Des Letzteren Empfinden kannst Du Dir denken. In jener Nacht sind die Haare des starken Mannes gleich den meinen schneeweiß geworden und um ein Jahrzehnt sind seine Gesichtszüge gealtert.

„Meine Wunde wurde im Vaterhaus sorgfältig verbunden und auch sonst für mich aufs Beste gesorgt. Auch die Kleine wußte der besorgte Großvater zu beruhigen, wie er denn in jenen Tagen eine Umsicht an den Tag gelegt hat, die ihresgleichen nicht leicht findet. —

„Die Schrecken und Aufregungen dieser Nacht sollten sich aber noch mehren.

„Nachdem der Vater sich überzeugt,

daß ich und mein Kind wohl geborgen waren und die treue alte Hanne, die mich noch auf den Armen getragen, die Wache bei uns übernommen hatte, verließ er das Zimmer, um die Knechte zu wecken. Mit kurzen Worten wies er sie an, während des Restes der Nacht auf der Hut zu sein, ein wachsames Auge für Alles zu haben und bei dem geringsten verdächtigen Geräusch ihn zu benachrichtigen. Man werde ihn neben dem Zimmer seiner Tochter wachend finden. Sodann gab er Befehl, den Tyras, eine mächtige dänische Dogge, von der Kette los zu machen und zu ihm zu bringen.

„Der alte Mann beurteilte seinen Schwiegersohn richtig, er schien überzeugt zu sein, daß Anderl nicht leichten Kaufes das Feld räumen werde.

„Das Besitztum des Dorfmüllers ist, wie Du weißt, groß; nicht leicht kann man jeden Winkel übersehen und sich vor einem Einbruch schützen, da es hier auf dem

Lande nicht nur von allen Seiten Zugänge giebt, sondern auch selten alle Thüren festen Verschluß haben.

„Mein Vater, sonst einer derjenigen Dorfbewohner, die zu allerletzt Schlimmes befürchten, schien in jener Nacht von unheilvollen Ahnungen gequält zu werden. Jede Bewegung des Hundes, jeder Tritt ließ ihn auffahren und ans Fenster eilen.

„Allein alles blieb ruhig.

„Schon wiegte er sich in den Gedanken, Anderl habe, belehrt durch die empfangene Lektion, das Dorf unbemerkt verlassen, schon begann der Schlaf sich auf seine müden Augenlider herabzusenken — da schreckt ihn plötzlich ein blutig-roter Schein auf. Die Treppe fliegt er mehr hinab als er geht, die Knechte eilen mit Wasser herbei, auch ich, durch den Lärm aufmerksam geworden, kann nicht mehr die Ruhe bewahren und mische mich, mein Kindchen auf dem Arme

tragend, schwankend und laut schluchzend unter die aufgeregte Schar. —

„Den vereinten Kräften gelingt es bald des Feuers Herr zu werden, das eine bübische Hand in das Comptoir des Vaters geschleudert hat.

„Hochaufatmend tritt der Dorfmüller vor die Hausthüre. Er weiß, wer den Streich gegen ihn geführt hat, aber er glaubt den Uebelthäter längst außer Schußweite. Da ruft ihm eine bekannte Stimme höhnisch entgegen: „He, Alter, ich wollte mich wenigstens für Deine Liebkosungen erkenntlich zeigen und Dir ein Abschieds- und Freudenfeuer anzünden, ehe ich das Dorf verlasse.

„Hast wohl auf diese Erkenntlichkeit nicht gerechnet, wie? War gescheidt von Dir, alter Dummkopf, daß Du Deine Groschen in sichern Gewahrsam gebracht, ich würde Dich sonst der Sorge um die Aufbewahrung derselben überhoben haben."

„Tyras faß!“ knirschte der Vater zornbebend, und der Hund schoß mit mächtigen Sätzen auf den höhnenden Anderl los.

„Anderl mochte Aehnliches vermutet haben, denn kaum war das Tier in seiner Nähe, da krachte ein Schuß. Tyras sprang erschreckt zur Seite, um im nächsten Augenblick sich wütend auf Anderl zu stürzen und ihn zu Boden zu reißen.

„Peter, Wilhelm,“ rief der Dorfmüller den Knechten zu, „schnell dem Hunde nach und bringt mir den Schurken her, der uns den roten Hahn auf's Dach gesetzt hat. Doch zuvor gebt ihm, wer er auch sei, eine Lektion, an die er sein Lebtag denken soll.“

„Die Knechte haben den Befehl ihres Herrn getreulich ausgeführt. Windelweich haben sie Anderl gehauen und ihn dann gefesselt in die Mühle geschleppt. Der Vater wollte ihn sofort der Polizei ausliefern, aber meine Thränen und flehentlichen Bitten hielten ihn ab.

„Meine Liebe zu Anderl“, flüsterte Miechen, die Augen zu Boden senkend, „war selbst in dieser Stunde nicht ganz erloschen und der Rest meiner einstigen heißen Zuneigung zu meinem Manne ist es auch, die mich bewegen konnte, Dir Alles zu erzählen, vernarbte Wunden von neuem aufzureißen.

„Ich habe nur noch Weniges dem Gesagten hinzuzufügen.

„Der Vater hat damals nicht nur meinen Bitten nachgegeben, er händigte Anderl auch noch eine hübsche Summe Geldes zum Abschied ein und ließ ihn dann durch seine Knechte über das Weichbild des Dorfes hinausbringen.

„Sieht Dich der neue Tag im Dorfe, so ist es um Dich geschehen und keines Menschen Bitte rettet Dich vor der verdienten gerechten Strafe,“ rief er ihm nach. „Zurückkehren darfst Du nur unter den

Bedingungen, die ich Dir vor mehreren Stunden nannte."

„Mehr als sechs Jahre sind seit jener schrecklichen Nacht verflossen. Von Anderl hat man niemals wieder etwas gehört. Die Sehnsucht nach ihm nagt an meinem Herzen. Die Ungewißheit über sein Geschick läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Schweres, schweres Herzeleid hat Anderl über mich gebracht, aber er gehört doch einmal zu mir, er ist ein Stück meines Ich. In der Fremde ist er vielleicht ein anderer, ein besserer Mensch geworden, vielleicht liegt er krank und gebrechlich unter fremden Menschen und würde sich freuen, wenn er von uns etwas hörte. O, diese Ungewißheit, lieber Freund, sie ist schrecklicher als der Tod.

„Kannst Du," wandte sich Miechen mit Lebhaftigkeit an mich, „etwas thun, um über Anderls Verbleib Gewißheit zu erhalten, so werde ich Dir zeitlebens dankbar sein."

„Was in meiner Kraft liegt, soll geschehen," erwiderte ich, ihre Hand erfassend, „obgleich derjenige, um den Du Dich härmst, keine Thräne wert ist."

„Das sagen alle," hauchte sie vor sich hin, „aber mein Herz hängt an ihm."

Rätselhaftes Menschenherz!

„Fasse Mut, Miechen," sprach ich, „denke an Dein Kind und freue Dich seines Daseins. In ihm hast Du ja ein Stück Deines Anderl. Die Zeit heilt alle Wunden, auch Deine werden nicht unheilbar sein. Wer weiß, ob Dir nicht noch Tage sonnigen Glückes beschieden sind. Ich werde sofort nach meiner Heimkunft umfassende Schritte thun, über Anderls Verbleib Sicheres zu erfahren und Dir dann Mitteilung machen."

„Tausendfacher Dank eines bekümmerten Weibes begleitet Dich," rief sie lebhaft und drückte meine Hand.

„Komm mit zu meinem Vater und sieh

mein Kind, das kleine Miechen, die Freude ihres Großvaters."

Ihre Augen leuchteten wie in glücklichen Tagen und behende schritt sie voran.

Ich folgte ihrer Einladung, wünschte dem alten Dorfmüller guten Tag und freute mich eine Stunde lang über meiner Jugendgespielin Kind, das das getreue Ebenbild der Mutter ist.

Am selbigen Tage noch verließ ich das kleine Dörfchen wieder, in dem ich idyllische Ruhe und Frieden zu finden gehofft hatte und so viel Kummer und Herzeleid antraf.

Dorfmüllers Kind trauert still um das verlorene Glück. Dank der Fürsorge des Vaters kennt es weder Not noch Sorge, aber eines fehlt: das geträumte Ideal von Familien- und Eheglück.

* * *

Ich habe mein Versprechen eingelöst. Anderl hat, so weit sich sicher ermitteln ließ, die alte Welt verlassen, um jenseits des

Ozeans sein Glück zu suchen. Drüben angekommen ist er aber nicht. Ob er Schiffsdienste angenommen oder verunglückt ist, das zu erfahren ist mir nicht gelungen. Miechen habe ich das Resultat mitgeteilt.

Wird es ihren Kummer gemindert haben?

Ich zweifle.

Das menschliche Herz ist ein räthselhaftes Ding und Miechens Herz hängt, trotz aller Schlechtigkeiten, noch heute an dem

„Stolz des Dorfes“.

Was Liebe vermag.





Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!

Welche tiefe, unendliche Liebe liegt in diesen Worten des menschgewordenen Gottessohnes, und wie hat die Liebe, Geduld und Nachsicht, die er lehrte, im Sturmschritt die halbe Welt erobert!

Ja, die Liebe ist eine Zauberkraft, die die Herzen auch dort noch gewinnt, wo Haß und rohe Gewalt längst versagten. Sie ist der göttliche Funke, der in den Menschen schlummert, und der nur angefacht zu werden braucht, um herrlich emporzulodern.

Im Kindesherzen, dem unschuldvollen,

rastlos pochenden Kämmerlein, ist sie im reichsten Maße vorhanden, und es bedarf nur eines leisen Anstoßes, um sie in ihrer ganzen Schönheit und Hingebung zu entfalten.

Das sollten auch der Herr Präzeptor Paul Frank und seine Gattin Mathilde erfahren, denen der Himmel innerhalb dreier Jahre zwei liebliche Töchterchen geschenkt hatte.

Das letzte Kind hätte nach des Vaters Wunsch ein Sohn sein sollen, und Herr Frank hatte durch das zweite Mädchen eine arge Enttäuschung erlitten, die er trotz aller Vorstellungen von Seiten seiner Frau und seiner Verwandten nicht zu überwinden vermochte.

Der Herr Präzeptor schien dem kleinen Wesen seine getäuschte Hoffnung in's Schuldbuch geschrieben zu haben; jedenfalls nahm er von Gertrud — diesen Namen hatte die Jüngste in der Taufe erhalten — keinerlei

Notiz. Er hatte nur Augen und Ohren für seine Emmy, die Erstgeborene, und während er mit wahrhaft rührender Sorgfalt sich nach deren Wohl und Wehe erkundigte, ließ ihn das Weinen und Jammern Trudchens kalt.

Diese offenbare Abneigung des Vaters gegen das Kleinste wirkte allmählich auch auf die Mutter ansteckend.

Zuweilen erwachte zwar in Frau Mathilde die Mutterliebe mit unwiderstehlicher Gewalt, und dann drückte sie ihre beiden Mädchen mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an's Herz; aber sobald der ernste Blick des Gatten ihrem Auge begegnete, schien der göttliche Funke in ihr zu erlöschen; ihre Liebe für Trudchen verging so schnell, wie sie gekommen war.

Emmy war der ausgesprochene Liebling des Vaters; auf sie übertrug der Herr Präzeptor das volle Maß von Liebe, deren er fähig war. Seine erste Frage galt, wenn

er heimkehrte, Emmy; seine Anordnungen und seine Sorge drehten sich einzig und allein um Emmy, seine vollgefüllten Taschen waren für Emmy bestimmt, kurz sein ganzes Sinnen und Denken galt dem ältesten Kinde.

Hin und wieder hatte seine Gattin ihn flehenden Blickes gebeten, doch auch an Trudchen zu denken, ihr auch ein Wort der Liebe zu widmen; aber immer hatte er sich schnell mit den Worten weggewandt: „Laß das, liebes Kind! Ich kann nicht. Wenn Gertrud erst größer ist, wird sich das schon machen."

„Aber es ist doch eben so gut Dein Kind wie Emmy," warf alsdann Frau Mathilde ein; „Du hast gegen Trudchen genau dieselben Pflichten wie gegen die Erstgeborene."

„Das ist mir alles völlig klar," pflegte Herr Frank zu erwidern; „ich habe auch durchaus nichts dagegen einzuwenden, wenn

Du für Gertrud die gleiche Sorgfalt verwendest wie für Emmy, und Du wirst noch nie gehört haben, daß ich eine Silbe gesprochen hätte, die darauf schließen ließe, daß mir für Gertrud etwas zu viel wäre; aber ich persönlich, ich, — ich kann nicht, liebe Frau! Quäle mich nicht!"

„Ja Paul, Du sagst nichts, aber Deine Augen sprechen!"

„So richte Dich nicht mehr nach meinen Augen und überlasse alles der Zukunft."

Gertrud wuchs heran. Sie lernte „Mama" und „Papa" sprechen, sie konnte den ersten Schritt machen, ihr erster, ihr zweiter Geburtstag kam und schwand; aber immer noch war sie den Herzen der Eltern nicht näher gerückt.

Emmy hatte Gertrud sehr gern; sie liebte in ihr nicht nur das Schwesterchen, sondern auch die Spielgefährtin. Gab es aber zwischen den Kindern eine Differenz, wie solche ja nie ausbleiben, so war allemal

Trudchen der Sündenbock. Hatten die Kinder etwas zerbrochen oder sonst etwas Unartiges gemacht, so war immer Trudchen die Schuldige, und allemal ward ihr ein gerüttelt und geschüttelt Maß voll Schläge zu teil, während Emmy entweder mit einem Verweis oder einem ganz gelinden Streich davon kam.

Die Folgen dieser Parteilichkeit blieben nicht aus. Emmy gewöhnte sich nicht allein daran, Trudchen als den Blitzableiter anzusehen, sondern sah auch auf sie als ihre Untergebene, die zu gehorchen habe, herab. In Emmy wurden Eigenwille, Ueberhebung und Ungezogenheiten aller Art großgezogen, in Gertrud jedes Streben nach Ordnung und Lob im Keime erstickt.

Hatte das Frank'sche Ehepaar anfänglich mit Unrecht an der Zweitgeborenen stets zu tadeln gehabt, so sollte es bald mit gutem Grund Trude als unordentlich,

wild, schmutzig, gleichgiltig, faul und nachlässig bezeichnen.

Die arme Kleine, welche nie ein Wort des Lobes und der Aufmunterung zu hören bekam und von ihrer Schwester Emmy den ganzen Tag kommandiert wurde, entzog sich, als sie heranwuchs, nach Möglichkeit der Nähe ihrer Angehörigen. Mit fremden Kindern zog die wilde Gertrud nach entfernten Spielplätzen und tobte sich dort nach Herzenslust aus. Kam sie dann mit zerrissener Schürze, wirrem Haar und beschmutzten Kleidern heim, so empfing man sie mit den bekannten Schmähreden.

Namentlich der Herr Präzeptor war ungemein erfinderisch in der Auffindung von Spottnamen für Trudchen und Kosenamen für Emmy.

Die also Geschmähte zog sich dann störrisch in eine Ecke des Zimmers zurück, aß das ihr als Strafe gereichte trockene

Brot und schlich alsbald mit einem leisen „Gute Nacht!“ in's Bettchen.

Andern Tages wiederholte sich zumeist der Vorgang.

Auch in der Schule schien die Zweitgeborene nichts leisten zu können. Ihre Arbeiten machte sie nicht gut, ihre Bücher und Hefte waren stets beschmiert, die Klagen über sie waren ständige. „Und doch,“ so hatte sich die Lehrerin gegen Frau Mathilde geäußert, „ist das Kind nicht talentlos. Wenn sie achtsam sein will, so begreift sie besser als alle ihre Mitschülerinnen. Flüchtig, richtiger gleichgiltig ist sie im höchsten Grad.“

„Desto schlimmer,“ hatte die Mutter geantwortet und am Abend Trude eine ordentliche Tracht Schläge verabreicht, natürlich ohne Erfolg.

So waren ungefähr zehn Jahre seit Gertrud's Geburt dahingegangen. Die Erstgeborene, ein schönes Kind mit rehbraunen

Augen und langem, goldblondem Lockenhaar, war der verhätschelte Liebling der Eltern.

Die zweite mit ihrem apfelrunden Gesichtchen, ihren hellblauen Augen und dunkelblondem Haar, wäre ein nicht minder schönes Mädchen gewesen, wenn ihr mürrischer Gesichtsausdruck und ihr störrischer Sinn sie nicht widerwärtig gemacht hätten.

Nur bei Fremden war Trude stets freundlich und liebenswürdig und darum dort lieber gesehen als ihre Schwester Emmy, deren vorlautes und prahlerisches Wesen häufig mißfiel.

Klagten Vater oder Mutter Dritten gegenüber zuweilen über ihre Zweitgeborene und die Sorgen, welche das Kind ihnen bereite, so schüttelten die Leute ungläubig den Kopf und versicherten hoch und teuer, nie ein willigeres, zutraulicheres und bescheideneres Kind als Trudchen gesehen zu

haben. Welche Widersprüche und doch wie natürlich!

* * *

Emmy's Geburtstag war herangekommen, und die Eltern machten Anstrengungen, ihrer Erstgeborenen eine besondere Freude zu bereiten; auch Trude hatte zu der Schwester Wiegenfest ein freundliches Gesicht angelegt.

Bald nach zwölf Uhr Mittags kehrte der Herr Präzeptor heim und nahm an gewohnter Stelle Platz. Die beiden Mädchen saßen an ihrem Tischchen, Trude in der Ecke neben dem Ofen.

„Emmy, mein Herzblättchen,“ rief Papa nach einer kleinen Pause mit lachendem Gesicht, „komme einmal her zu mir!“ Dabei langte er nach der Brusttasche senies Rockes und holte ein zierliches Kästchen hervor.

„Sieh einmal, was ich Dir zum Geburtstage mitgebracht habe!“

Trude's Mienen wurden ernst, und ihre Augen vergrößerten sich sichtlich.

„Weißt Du auch, mein Kind," fuhr der Herr Präzeptor, Emmy's Locken sanft streichelnd, fort, „weshalb Du noch diese niedliche Korallenkette als besondere Gabe bekommst?"

„Weil Du mich lieb hast, Papachen!" schmeichelte Emmy.

„Nicht allein deshalb," versicherte der Vater mit ernstem Ton, „sondern weil Du" — seine Augen streiften dabei die still dasitzende und aufhorchende Trude — „uns stets Freude gemacht hast, weil Du immer fleißig, sauber, ordnungsliebend und brav bist. Bleibe stets so, mein Herzblättchen, und es wird Dir allezeit wohl ergehen, und alle Menschen werden Dich lieb haben!"

Gertrud's Gesicht war bei diesen zärtlichen Worten des Vaters immer ernster geworden, und nur mit Mühe suchte sie

ihre Fassung zu bewahren. Als aber der Vater Emmy das reizende Kettchen eigenhändig umband, rollten dicke Thränen über Trude's Wangen, und als Papa zum Schlusse gar Emmy in die Arme schloß und einen Kuß auf ihre Stirne drückte, da konnte das kleine Herz das Weh nicht mehr ertragen, sie schluchzte laut auf und hielt beide Händchen vor ihr Gesicht.

Der Herr Präzeptor und Emmy blickten überrascht auf Trude, die, einmal weich geworden, ihren ganzen Schmerz ausweinte.

„Was ist denn mit dir los?" fragte Herr Frank mit einer Stimme, aus der die Ueberraschung herausklang.

Trude schluchzte weiter.

„Gertrud," befahl der Vater, „komme einmal her und sage mir, was dir fehlt!"

Der kleine Sündenbock der Familie Frank schlich langsam näher.

„Trude," wiederholte der Herr Prä=

zeptor mit weicherer Stimme als sonst, „weshalb weinst Du?"

Die Kleine schwieg.

„Willst Du Antwort geben, Trude?"

Gertrud schwieg immer noch und weinte bitterlicher als zuvor.

„Willst Du wieder unartig sein, Trude, und starrsinnig schweigen, wenn ich Dich frage?" sprach der Vater ernst.

„O nein, Papa!" schluchzte Trudchen.

„Nun, was fehlt Dir denn?"

„Mir fehlt nichts."

„Und weshalb weinst Du?"

„Ich — ich," stotterte Trude, und dicke Thränen kugelten unaufhaltsam über die kleinen, runden Wangen, „ich weine, weil — weil Du zu Emmy so liebe, gute Worte sprichst und — und — mich immer zankst."

„Und woher kommt das?" fragte der Vater.

„Weil Du Emmy lieb hast und — und mich — nicht," schluchzte die Kleine.

Einen Moment saß der Herr Präzeptor völlig betroffen da. Sein Gewissen mochte ihm sagen, daß das Kind die Wahrheit gesprochen habe. Dann aber faßte er sich und sprach: „Das liegt nur an Dir, Trude," und mit sanfterer Stimme fügte er hinzu, „wenn auch Du brav und fleißig bist, so habe ich Dich auch lieb. Zeige erst, daß Du gleiche Liebe verdienst, und sie wird Dir nicht vorenthalten werden! Jetzt gehe hübsch an Deinen Platz und freue Dich mit Emmy!"

Trude schlich in ihr Eckchen und weinte still vor sich hin. Keinen Bissen rührte die kleine Vernachlässigte bei Tische an, und auch bei Emmy's Geburtstagskaffee war sie eine teilnahmslose Zuschauerin.

Emmy's Geburtstag und die Thränen Trude's waren längst vergessen. Die Zweitgeborene hatte seitdem zwar zu keinem besonderen Tadel mehr Anlaß gegeben, aber im Ganzen war ihre Stellung zu dem Herzen

der Eltern unverändert geblieben. Trude war stiller und zurückgezogener als sonst und liebte es mehr noch als vorher, sich aus der Eltern Wohnung und aus der Nähe der Schwester zu entfernen. Allein oder in Gesellschaft Fremder fühlte sie sich am wohlsten.

Des Herrn Präzeptors 40. Geburtstag hatte einen ansehnlichen Familienzuwachs in Gestalt eines stattlichen Leonbergers gebracht. Frau Mathilde, welche ihres Gatten Liebhaberei für große Hunde und seinen lange im Stillen gehegten Wunsch, einen solchen zu besitzen, kannte, hatte es sich diesmal nicht nehmen lassen, dem Hause einen Wächter zu geben.

Des Hausherrn Freude über sein Geschenk war begründet. Cäsar war ein wirkliches Prachtexemplar von einem Hund, erst 1½ Jahre alt und, wie es schien, ebenso klug wie gutmütig.

Die Freude der beiden Mädchen über

ihren neuen, vierbeinigen Spielgefährten kannte anfangs keine Grenzen. Tage lang zogen sie mit Cäsar auf der Straße oder im Garten herum oder schmückten ihn oder fütterten ihn fleißig. Namentlich Trude war ihrem neuen Kameraden von ganzem Herzen zugethan und ersann für ihn fortwährend neue Ueberraschungen und Annehmlichkeiten. Der Hund schien Gertrud ein gleiches Maß von Sympathie entgegenzubringen; denn immer lag er zu ihren Füßen, immer ging er an ihrer Seite, immer leckte er ihre Hände.

„Du bist mein lieber, guter Cäsar," schmeichelte Trude, wenn sie mit dem Hunde allein war, und preßte seinen mächtigen Kopf an sich; „Du allein verstehst mich, Du hast Trude lieb, nicht wahr?" Und von neuem streichelte und drückte sie das kluge Tier. Cäsar wedelte alsdann freudig mit dem Schweife und reichte seiner kleinen Gönnerin bald die rechte, bald die linke Pfote.

Emmy, in jeder Beziehung an Bevorzugung gewöhnt, verdroß die Anhänglichkeit Cäsars an Trude. Da der Hund aber die Schwächen der Menschen nicht mitzumachen gewillt war und sich trotz aller Lockrufe von der Erstgeborenen hartnäckig fernhielt, so fiel er bei Emmy bald in Ungnade und mußte manchen heimlichen Puff von ihr einstecken.

Wurde das treue Tier der Drangsaleien Emmy's überdrüssig, so knurrte er und fletschte in unheimlicher Weise die Zähne; ja mitunter machte er auch Miene, als ob er beißen wollte. Emmy flüchtete sich dann zu Papa und klagte über Cäsars Ungehorsam und seine Bissigkeit.

„Lasse Du den Hund ganz in Ruhe!" mahnte der Präzeptor. „Ohne Grund wird er wohl kaum knurren oder beißen wollen."

„Doch, Papa!" versicherte Emmy, „ich will ja nur, daß er mit mir geht; ich thue ihm nichts."

Das Ende dieser Anklagen des Herzblättchens waren anfänglich ernste Mahnworte an Cäsar, die, als des Töchterchens Klagen nicht verstummten, in Stockschläge ausarteten.

Daß das Tier seinen Peinigern nicht geneigter wurde, braucht nicht versichert zu werden. Mehr noch als bisher ging er Emmy aus dem Wege und war schließlich nur noch an Trudchens Seite zu finden.

*

* *

Es war an einem Sonntag Morgen im August. Die Sonne brannte heiß hernieder, und Cäsar sowie die beiden Mädchen hatten sich unter die schattigen Bäume des hinter dem Hause befindlichen Gartens geflüchtet. Trude saß auf einer Bank und strickte, während Cäsar langgestreckt zu ihren Füßen lag. Emmy marschirte unter den Bäumen auf und ab und haschte nach Schmetterlingen.

„Trude,“ wandte sich Emmy, plötzlich vor der Schwester stehen bleibend, an diese, „gib mir einmal eine Stricknadel!“

Trude reichte ihr stillschweigend das Gewünschte. Nun bückte sich Emmy zu dem schlafenden Hund herab und kitzelte ihn mit der Nadel in die Nase. Cäsar fuhr empor und blickte sich nach dem Störenfried um.

„Emmy, lasse das sein!“ warnte Trude. „Reize den Hund nicht! Es könnte Dich reuen.“

„Sorge Du für Dich!“ erwiderte die Erstgeborene schnippisch. „Cäsar wird mich schon nicht beißen; sollte er es aber thun, so ist er die längste Zeit hier gewesen.“ Damit bückte sie sich abermals herab und kitzelte den Hund. Von neuem sprang das Tier empor, diesmal aber nicht, ohne die Zähne zu fletschen.

„Lasse den Hund in Ruhe, Emmy!“ mahnte Trude mit erhobener Stimme; „schäme Dich, ein Tier so zu quälen!“

„Du hast mir nichts zu befehlen,“ entgegnete Emmy kurz und bückte sich von neuem.

Cäsar, welcher den Bewegungen seiner Peinigerin gefolgt war, knurrte vernehmlich und legte, die Zähne zeigend, den Kopf auf die Vorderfüße nieder.

Trude hatte das Strickzeug zur Seite gelegt und beobachtete stumm das Treiben der Schwester.

„Knurren willst Du?“ schalt Emmy und trat mit dem Fuße nach dem Hund. „Warte, ich werde Dich knurren lehren!“

Cäsar wich einen Schritt zurück und knurrte abermals.

„Sei ruhig, mein gutes Tier!“ besänftigte Trude den Hund, worauf der treue Vierfüßler verständnißinnig mit dem Schweife wedelte.

Emmy, ärgerlich und neidisch zugleich, zuckte von neuem die Stricknadel, um Cäsar damit in die Nasenlöcher zu fahren; da

sprang das gequälte Tier mit einem mächtigen Satz auf und wollte sich auf die Peinigerin stürzen. Trude aber, welche mit zurückgehaltenen Athem jede Bewegung der Beiden verfolgt hatte, warf sich blitzschnell zwischen Hund und Schwester, und statt Emmy erfaßte Cäsar sie bei der Brust, riß sie zu Boden und brachte ihr eine klaffende Wunde an der Schulter bei.

Mit einem grellen Schrei war Emmy dem Hause zugeflohen. Cäsar, seinen Irrtum alsbald erkennend, sprang über Trude weg und setzte der Erstgeborenen nach. Glücklicherweise erreichte das wüthende Tier das Kind nicht mehr; nur das Kleid desselben erfaßte er noch und riß es in Stücke.

Eine halbe Minute später traten der Herr Präzeptor und seine Frau aus der Zimmerthür. Emmy lehnte kreidebleich an der Wand.

„Was ist geschehen?“ fragte der Vater bestürzt.

„Cäsar, — Cäsar," — stotterte Emmy.

„Um Gotteswillen, was ist mit ihm? Hat er Dich gebissen?" forschten Mutter und Vater gemeinsam.

„Cäsar, — Cäsar wollte mich — beißen, da — da trat Trude — dazwischen. Trude ist gebissen. Mir hat er nur das Kleid zerrissen," stöhnte Emmy und sank in die Kniee.

Frau Mathilde eilte hinaus in den Garten, während ihr Gatte sein Herzblättchen in die Stube führte.

Der Mutter bot sich ein Bild von erschütternder Wirkung dar. Auf dem Boden lag Trude, aus einer schweren Wunde blutend. Neben ihr saß Cäsar und leckte ihr unaufhörlich Hände und Gesicht. Das gute Tier hatte sich, nachdem seine Peinigerin in die Flucht geschlagen war, still an seinen Platz zurückbegeben und neben seiner kleinen Beschützerin treulich Posto gefaßt.

„Allmächtiger Gott!" rief Frau Frank,

was ist geschehen? Gertrud, wie ist das gekommen?"

Trude öffnete die Augen und blickte die Mutter an. „O, es ist nicht so schlimm, Mama!" flüsterte sie; „ich bin nur vor Schrecken noch ganz matt."

„Mir scheint es schlimm genug," jammerte Frau Mathilde, indem sie sich zu ihrem Kinde herabbeugte und dasselbe aufzuheben versuchte.

Dadurch floß aber das Blut mit erneuter Heftigkeit aus der Wunde, so daß sie von ihrem Vorhaben ablassen mußte.

„Cäsar, abscheuliches Vieh!" schalt die Mutter den Hund, „wie kannst Du so beißen?"

„Schilt ihn nicht, Mama!" bat Trude leise, „er konnte nicht anders."

Inzwischen war der Präzeptor gleichfalls in den Garten getreten, nachdem er sich überzeugt hatte, daß seinem Liebling nichts zu Leide geschehen war.

Die Eltern trugen Trude in's Haus, brachten sie zu Bett, wuschen die Wunde aus und schickten zum Arzt.

Als der Herr Doktor das Haus verlassen hatte und die Zweitgeborene ruhig dalag, traten Vater und Mutter dicht an ihr Bett mit den Worten: „Trude, nun erzähle einmal, wie sich die Sache zugetragen hat! Von dem wirklichen Sachverhalt hängt es ab, ob wir Cäsar behalten können oder nicht.“

Gertrud erzählte mit schwacher Stimme, was wir bereits wissen.

„Und wie kommst Du dazu,“ forschte der Vater, „Dich schützend vor Emmy zu werfen?“

Die Angeredete schwieg.

„Nun, Trude, so sprich!“

„Laß mich lieber schweigen!“ bat sie.

„Nein, wir müssen alles wissen,“ erklärte Herr Frank mit großer Entschiedenheit.

„Ich, — ich dachte,“ stotterte Trude,

„es würde Euch sehr schmerzen, wenn Emmy etwas zustoße, um, — um mich dagegen — sei — es — nicht — schade. Ich wollte Euch nicht traurig sehen und — und dachte — so für mich, ihr könntet mich — vielleicht — auch ein wenig — lieb — haben, wenn — ich Emmy schützte.

Herr Frank hatte während dieser langsam hervorgestoßenen Worte den Kopf von dem Bett seines Töchterchens weggewandt.

In seinen Augen perlten dicke Thränen, über Frau Mathildens Antlitz aber rannen die Thränen unaufhörlich herab.

Die Mutter beugte sich über ihr Kind, drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen und sprach unter fortwährendem Schluchzen: „Sei Du ruhig, mein Trudchen! Von heute ab wollen wir Dich mindestens ebenso lieb haben wie Emmy, und was sträflicherweise versäumt wurde, soll reichlich nachgeholt werden. Du bist unser gutes, liebes Mäd-

chen, das der liebe Gott bald wieder gesund werden läßt."

Auch der Herr Präzeptor bückte sich, nachdem er eine Thräne aus den Augen gewischt, herab und drückte stumm einen Kuß auf ihre Stirne. Trude's Augen glänzten vor Glück und Freude und immer wieder schlang sie die Aermchen um der Mutter Nacken.

Zum erstenmal in ihrem Leben hatte Emmy eine exemplarische Strafe erhalten, und mit aller Strenge hatte der Vater ihr verboten, je wieder ein Tier zu quälen.

Anderen Tages trat bei Trude ein heftiges Wundfieber ein, wie es der Arzt befürchtet hatte.

Frau Mathilde saß am Bettchen ihrer Zweitgeborenen und horchte auf jeden Athemzug.

„Cäsar," schrie Trude in ihrer Fieberphantasie, „nur nicht Emmy beißen! Cäsar, sei lieb, — sei gut, — beiß Du — mich!

Ja, ja Cäsar, Papa wird — arg weinen, — wenn Du — seinem Liebling — etwas thust! Mich, Cäsar — mich kannst Du beißen, mich — mögen sie nicht. Cäsar, — ich weiß, daß Du mich — lieb hast! Ja, mein Cäsar, auch ich habe Dich lieb, Du bist mein — treues Tier! Aber Emmy darfst Du — nicht beißen, sonst — weint Mama — und Papa. Lecke Emmy! — Mich beiße."

Das Kind warf sich im Bettchen herum, dann phantasierte es weiter: „Mich — hat kein Mensch lieb, o wie weh das thut! Was habe ich denn nur gethan, daß — man — mich nicht — mag? Ja, Cäsar, — Du hast mich lieb, — Du bist mein einziger, — einziger Freund. Aber nur — Emmy — nicht beißen — mein . . . ."

Der Hausherr, welcher inzwischen ebenfalls leise an das Bett seines fiebernden Kindes getreten war, blickte seiner unaufhörlich weinenden Gattin in's Auge, dann

reichte er ihr schweigend die Hand und drückte sie.

Sie verstanden sich.

Der eine Händedruck sagte mehr als Worte vermocht hätten.

Dank der ärztlichen Hilfe und der aufopfernden mütterlichen Pflege trat in dem Befinden Trude's bald eine Wendung zum Bessern ein, und nach einigen Wochen konnte sie als genesen das Zimmer und Haus wieder verlassen.

* *
*

Was Herr Präzeptor Frank und seine Gattin sich am Bette ihres kranken Töchterchens durch Händedruck gelobt, das haben sie gehalten.

Trude wurde fernerhin mit freundlichen, liebevollen Worten auf ihre Fehler aufmerksam gemacht, und siehe da, sie wirkten Wunder! Was sie den Eltern an den Augen absehen konnte, das that sie. Bald

war sie ein Muster an Ordnung und Reinlichkeit, und auch in der Schule nahm sie bald den Platz ein, den ihre Begabung ihr anwies.

Heute ist die Zweitgeborene die beste Stütze von Papa und Mama. Sie ist nicht allein ein echtes und rechtes Hausmütterchen, das überall in der Wirtschaft nach dem Rechten sieht und Hand anlegt, sondern auch eine materielle Stütze. In ihrer freien Zeit macht sie nämlich von ihrem litterarischen Talent Gebrauch und schreibt für eine Reihe Frauenzeitungen interessante, gern gelesene Beiträge, die im Jahre ein erkleckliches Sümmchen einbringen.

An Papa's geistigem Streben nimmt niemand so regen Anteil wie Trude. Sie ist häufig seine beste Beraterin, und wenn es not thut, auch seine bewährteste Hilfskraft, sie ist mit einem Wort das Juwel der Familie Frank.

Emmy ist zu einem bildschönen Mädchen herangewachsen, das sich für unübertroffen hält. Dem Herzen des Vaters steht aber heute die Zweitgeborene näher. Sie ist nun sein Herzblatt.

Und das alles hat die Zauberin Liebe vermocht.

Das Glöcklein vom Himmelberg.





Die Eifel, jenes niederrheinische Schiefergebirge des nordwestlichen Deutschland zwischen Mosel, Rhein und belgischer Grenze, gilt im allgemeinen für eine ebenso arme wie öde Gegend. Und doch finden sich in der Eifel Stellen, die von der Natur mit verschwenderischer Pracht ausgestattet sind, ja, die sich ruhig mit dem schönsten Plätzchen unseres großen deutschen Vaterlandes messen können.

Zu jenen gesegneten Punkten gehört ein kleines Kirchdörfchen, das wir Waldheim nennen wollen. Dasselbe liegt in einem engen Thale, das von einem kleinen Gebirgsbach durchzogen wird, der zur

Sommerszeit seine silberhellen Wellen friedlich thalabwärts treibt, im Winter und Frühjahr aber nicht selten zu einem reißenden und gefahrdrohenden Wasser wird. Namentlich in den Regenmonaten schwillt er fürchterlich an, und seine gelblich-schmutzigen Wassermassen wälzen sich dann brausend durch das enge, von felsigen Bergen eingeschlossene Bett. Waldheim wird von allen Seiten von Höhenzügen begrenzt, und Bergkegel reiht sich an Bergkegel, eine großartige Bestätigung für die vulkanische Natur der Eifelerhöhungen. Allein diese Höhenzüge sind in der Nähe unseres Dörfchens keineswegs kahle, nur spärlich mit Moos und Heidekraut bewachsene Berge, sondern stattliche Föhren- und Buchenwälder, in denen die Waldheimer so heimisch sind, wie es der Großstädter in den gut gepflasterten und glänzend erleuchteten Straßen der Residenz nur sein kann.

Unter den bewaldeten Bergkegeln in

der Umgebung Waldheims nimmt der Himmelberg die erste Stelle ein. Er erhebt sich mehr denn 400 Meter über dem Meere, ist mit herrlichen Kiefern und Lärchen dicht bewachsen und gewährt von seiner höchsten Spitze aus einen wundervollen Anblick in das langgestreckte Thal, durch das sich der Gebirgsbach wie ein silberner Streifen zieht.

Dort, wo der Wald am dichtesten ist, unmittelbar am Fuße des höchsten Punktes, steht seit Menschengedenken einsam und verlassen eine kleine Kapelle und neben dieser eine ärmliche Hütte, die einen Greis mit wallendem Haar beherbergt. Es ist der Eremit Winfried, von alt und jung „Bruder Fried" genannt. Wo „Bruder Fried" hergekommen ist, weiß kein Mensch; bekannt ist nur, daß er eines Tages da war, sich auf dem weltverlorenen Fleckchen Erde niederließ und mit seiner Hände Kraft die kleine Kapelle und seine Klause zu bauen begann. In Waldheim flüstern sich die

ältern Leute zu, „Bruder Fried“ stamme aus einer hochangesehenen Familie; er habe die Welt und ihre Laster reichlich kennen gelernt und ihr voll Abschen eines Tages gänzlich den Rücken gekehrt, um den Rest seines Lebens in stiller Beschaulichkeit und in Verehrung des allmächtigen Weltenschöpfers zu verbringen. Wie dem auch sei, sicher ist, daß „Bruder Fried“ ein frommer Mann ist und keinerlei Ansprüche an Welt und Menschen mehr macht. Er lebt von den Kräutern des Waldes und dem, was ihm von Besuchern seiner Klause und der nach langer, mühsamer Arbeit errichteten kleinen Waldkapelle geschenkt wird. Die Letztere schmückt heute ein prächtiges Bild des Erlösers, zu dem die Gemeinde Waldheim und sonstige fromme Leute beigesteuert haben. In den letzten Jahrzehnten hat kein fremder Fuß Waldheim betreten, ohne auch Bruder Fried und das Kapellchen zu besuchen, und seit Menschengedenken ist

es in Waldheim und Umgebung zur Sitte geworden, bei besonders schwer wiegenden Anliegen vor dem Christusbilde auf dem Himmelberg die Gnade Gottes anzurufen. Wen ein schweres Leiden drückt, wessen Herz weder Ruhe noch Frieden finden kann, der steigt hinauf in den dunklen Wald und kniet in stummem Gebet auf dem harten Stein nieder.

Und nicht vergeblich ist an der einsamen Stätte die Gnade des Gekreuzigten angerufen worden. Wie das Gebet zu unserm Gotte im stillen Kämmerlein einen höheren Wert hat, als jene oft nur äußerlich bethätigte Frömmigkeit, so sind auch jene Gebete in tiefer Waldeinsamkeit, allwo sich der sterbliche Mensch seinem Schöpfer näher fühlt, von erhebenderer Wirkung, als jene inmitten einer großen Menge, von der kaum eine Seele ahnt, was unser Inneres bewegt. Wer bei Sturm und Regen, Wind und Wetter, Eis und Schnee die Mühe nicht

scheut, einen steilen Berg hinanzusteigen, um fernab vom Weltgetriebe zu seinem Gotte zu beten, dem ist es auch ernst um sein Thun; dessen Gedanken richten sich nach jenen lichten Höhen, von denen Gutes wie Schlimmes über uns kommt. Und wahrlich, ein solches Gebet bleibt nicht unerhört. Auch unsere kleine Geschichte, die in jenem weltentlegenen Eifeldörfchen spielt, bestätigt dies.

Die Bevölkerung Waldheims ist weder eine wohlhabende noch arme. Die Leute haben ihr bescheidenes, aber gesichertes Auskommen, und mehr beanspruchen sie nicht. Landwirtschaft und Obstbau ernähren sie zumeist, aber ein Teil der jüngeren Bewohner sucht und findet in dem etwa eine Wegstunde entfernt gelegenen Bergwerk lohnende Beschäftigung.

Auch Peter Korb und seine beiden ältesten Söhne hatten in dem Bergwerk Arbeit gefunden, und da die Familie eine ebenso sparsame wie fleißige war, erging

es ihnen sehr gut. Die Mutter sorgte in Haus und Hof für Ordnung und Reinlichkeit, bestellte mit Hilfe ihres Töchterchens Grethe, eines ungemein anstelligen Mädchens von zwölf Jahren, das kleine Gärtchen hinter dem Haus, und war nie glücklicher, als wenn ihr Gatte sich daheim wohl fühlte. Das Korbsche Haus bot das erfreulichste Bild eines einigen Familienlebens. Vater und Söhne lieferten Samstags der Mutter bis auf den letzten Pfennig ihren Wochenlohn ab; dafür aber trug auch diese mit peinlichster Gewissenhaftigkeit dafür Sorge, daß es ihnen weder an einem guten, nahrhaften Essen, noch an angemessener Kleidung fehlte. „Diejenigen, welche arbeiten und verdienen," pflegte Frau Korb allemal zu sagen, „müssen vor allen Dingen auch essen. Von der Erhaltung *ihrer* Kraft hängt unser aller Existenz ab," und nach diesem Grundsatze verfuhr die praktische Hausmutter unentwegt. An erster Stelle galt ihre Sorge

dem Vater und Ernährer, dann den beiden Söhnen, hierauf den übrigen fünf Kindern, von denen das kleinste zwei Jahre zählte, und zuletzt dachte die selbstlose Mutter an sich.

Aber wie so oft das Schicksal mit rauher Hand gerade dort eingreift, wo wir einem harmonischen Zusammenleben begegnen, so auch in Waldheim.

Auf dem Bergwerk erfolgte eines Tages der teilweise Einsturz eines Stollen, und während die große Mehrzahl der unter der Erde beschäftigten Arbeiter mit dem Schrecken davon kamen, ereilte Korb und seine Söhne der Tod. Sie waren alle drei total verschüttet worden, und wenn auch Jakob Korb, der Erstgeborene, noch lebend ans Tageslicht befördert wurde, so waren seine Verletzungen doch so schwere, daß er nach einigen Stunden seine Seele aushauchte.

Der Kummer der Gattin und Mutter war ein herzzerreißender. Wenige Sekunden

hatten genügt, ihr und ihrer Kleinen Zukunft und Lebensglück zu vernichten. Wie eine Wahnsinnige rang sie die Hände, und als die drei verunglückten Männer unter großer Beteiligung zur letzten Ruhe gebettet wurden, da mußte man das arme Weib gewaltsam zurückhalten, sonst wäre es dem Gatten in die Gruft nachgesprungen.

Die Kleinen weinten, weil sie die Mutter weinen sahen, und selbst Grethe, die Aelteste, hatte noch kein rechtes Verständnis für das schwere Unglück, welches über sie und die andern hereingebrochen war.

* * *

Seit jenem dreifachen Trauerfall in der Familie Korb sind sieben Monate verflossen. Es ist heiliger Abend, aber im Korb'schen Hause bemerkt man nichts von einer Weihnachtsstimmung. Die Mutter liegt zu Bett und atmet schwer; zu ihren Füßen sitzt zusammengekauert Grethe, ein

altes wollenes Tuch um die Schultern geschlagen, das sie gegen die Kälte schützen soll. Im Ofen flackern einige Holzstückchen, welche die jüngern Brüder unter Aufbietung ihrer geringen Kraft heute unter der Schneedecke im Walde hervorgesucht haben, und die Kleinsten haben sich um den halbwarmen Ofen zusammengedrängt, um die steifen Glieder ein wenig zu erwärmen.

Draußen heult der Nordost und peitscht unaufhörlich die Schneeflocken gegen die mit Eisblumen verzierten Scheiben. Es ist ein echtes Winter- und Weihnachtswetter, wenigstens für alle jene, die in einem behaglich durchwärmten Stübchen sitzen, und deren Mägen nicht nach einem Stückchen Brot schmachten.

Frau Korb war seit dem Tode ihres Mannes und der beiden Söhne geistig und körperlich gebrochen. Wenige Tage nach der Beerdigung warf sie ein heftiges Nervenfieber aufs Krankenlager, und als sie nach

wochenlangem Leiden erstmalig wieder zum Bewußtsein kam, war sie nur noch ein Schatten ihres früheren Ich. Die lange Krankheit hatten die kleinen Ersparnisse, die sie bei ihrer zahlreichen Familie nur mit Mühe gemacht hatte, gänzlich aufgezehrt; ihre Kinder gingen verwahrlost und mit hohlen Wangen einher; aus ihrer Stube war jene peinliche Ordnung und Sauberkeit geschwunden, die bis dahin das Korbsche Haus ausgezeichnet hatte, mit einem Worte: es war alles, alles anders geworden. Während sie mit dem Fieber rang, hatten fremde Leute in ihrer Wohnung geschaltet und gewaltet, denn die Kinder waren noch zu klein, um sich selbst überlassen zu bleiben. Die Nachbarin hatte zwar nach bestem Wissen und Gewissen hilfreiche Hand geleistet, allein warum sollte sie sich große Mühe geben, mit wenigem auszukommen? Wie sollte *sie* für die Kinder dasselbe Gefühl in der Brust tragen, wie die Mutter?

Sie machte in freien Stunden so viel sie konnte und wollte, und die Kranke hatte noch alle Ursache, ihr dafür dankbar zu sein; denn die Nachbarin hatte selbst ein Haus voll kleiner Kinder, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn sie nicht ein wachsames Auge für die Kinder des verunglückten Bergmanns gehabt hätte?

Und doch, welche Aenderung war im Hause vorgegangen! Wie unsagbar unglücklich fühlte sich Frau Korb, als sie sah, wie bei ihr gewirtschaftet worden war! Wie eine zum Tode Verurteilte kam sie sich vor, wenn sie im Bette saß und alles geschehen lassen mußte. Zwar suchte Grethe der kranken Mutter die Wünsche an den Augen abzulesen, und ihre kleinen Händchen regten sich früh und spät; aber was vermochte ihre schwache Kraft gegenüber jener gewaltigen Arbeitslast, die vier kleinere Geschwister mit sich brachten? So mußte denn die Kranke in Gottes Namen alles

seinen Gang gehen lassen, hoffend, das Versäumte nachzuholen, sobald sie wieder genesen sein würde. Aber die Gesundung zog sich schrecklich lange hinaus; denn es fehlte an kräftigenden Mitteln, an der nötigen Ruhe und der erforderlichen Pflege, und als sie sich endlich doch emporraffte und das Bett verließ, um selbst wieder nach dem Rechten zu sehen, da kam sie sich wie eine Greisin vor. Ihre Füße trugen sie kaum und ihre Hände zitterten. Aber dennoch griff das arme Weib thatkräftig ein, leider viel zu früh für ihren geschwächten Körper und ihre erschütterte Seele.

Allerdings war das Fieber gewichen; aber an seine Stelle war ein böser Husten getreten, der sich trotz aller angewandten Hausmittel nicht nur nicht besserte, sondern stetig verschlimmerte. So lange freilich der Himmel warme Tage sandte und die liebe Gottessonne erwärmend und erquickend auf die Erde herniederbrannte, ging es der

Kranken wenigstens leidlich; als aber der Wind über die Stoppeln fegte, die Luft kälter und die Tage kürzer wurden, als ein schneidiger Nordost über das Waldheimer Thal hinwegbrauste und der Aufenthalt im Freien eine Unmöglichkeit wurde, da steigerte sich der Husten des armen Weibes zur Unerträglichkeit, und es wurde ihr zur Gewißheit, daß es mit ihrer Gesundheit schlimm stand.

Mit der Kraft der Verzweiflung und jener zähen Ausdauer, die nur die nie versiegende Mutterliebe gewährt, kämpfte Frau Korb gegen das schleichende Leiden an; allein als der November zur Neige ging, da war es auch mit ihrer Kraft vorbei. In ihrer Brust wühlte ein Schmerz, wie wenn sie mit tausend Nadeln gestochen würde. Der Husten plagte sie Tag und Nacht, und sie war so schwach, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte.

Die kleine Grethe pflegte die kranke

Mutter, so gut sie es vermochte, und erhielt Anweisung von ihr über das, was zu thun war; aber wie sehr sich auch ihre kluge Aelteste abmühen mochte, an eine geregelte Wirthschaftsführung war natürlich nicht mehr zu denken. Jammernd drängten sich die Kleinen und Kleinsten an das Krankenbett, wenn es sie fror und der Magen stürmisch sein Recht forderte, und wenn dann Frau Korb nicht helfen konnte, hätte sie aufschreien mögen vor Weh und Schmerz. Zwar pflegte ein freundliches Wort der kranken Mutter fast Wunder zu wirken, und nicht selten verstummten durch eine einzige Liebkosung für Stunden alle Klagen; aber dauernd ließen sich die Bedürfnisse nicht bannen.

Wenn anfänglich noch hin und wieder nach der Kranken Weisung eine Suppe gekocht werden konnte, zu welcher die Kinder ein Stück Brot aßen, so hörte dieser Luxus sehr bald auf, da es einerseits an Brenn-

material, andererseits an den nötigen Bestandteilen fehlte, und als der Weihnachtsabend heranrückte, sah es in dem Korb'schen Hause überaus trübselig aus. Die armen Kleinen hatten den ganzen Tag nur einmal ein Stückchen trockenes Brot erhalten, kein Wunder, daß es sie fror, und daß es ihnen an Kraft fehlte, Holz aus dem nahen Walde zu holen. Heiße Thränen hatte die kranke Mutter in der verwichenen Nacht geweint und den lieben Gott inständigst gebeten, lieber sie und ihre Kinder zu sich zu nehmen, als sie hungern und frieren zu lassen. Der Schlaf hatte ihre Augen völlig geflohen, aber dennoch fühlte sie sich am Morgen des Weihnachtsvorfestes wie neu gestärkt; das Gebet hatte ihren Mut belebt, ihre Kraft gehoben.

Allein es schien nur das Aufflackern vor dem Erlöschen zu sein; denn als der Tag zur Neige ging, die Glocken des Dorfkirchleins das Weihnachtsfest einläuteten und

selbst in der ärmsten Hütte ein Tannenbäumchen Weihnachtsduft und Weihnachtsstimmung verbreitete, da verlor die Kranke den letzten Rest ihrer Standhaftigkeit; bitterlich weinend sank sie in die Kissen zurück, und verzweiflungsvoll rang sie die Hände. „Guter, barmherziger Gott," stöhnte sie und faltete die Hände, „lasse mich gesund werden und mache diese kleinen Würmer nicht zu Ganzwaisen! Vater . ." Ein schrecklicher Hustenanfall ließ sie nicht aussprechen, und als die kranke Brust wieder Ruhe fand, schloß die Aermste die Augen und lag bleich und erschöpft auf ihrem dürftigen Lager.

Grethe war aufgesprungen und dicht an die Seite der Mutter getreten. Sanft streichelte sie der Kranken Wangen, und während aus ihren unschuldsvollen Augen dicke Thränen perlten, flüsterte sie: „Mütterchen, weine nicht! Lieb Mütterchen, öffne Deine Augen wieder und sieh mich an! Ich, Deine Grethe, bin bei Dir."

Endlich schlug die Kranke die Augen auf und blickte um sich — Horch! Was war das! Ein silberheller Glockenton durchschwirrte die Luft, so klar und rein wie die Saite einer Geige.

„Es ist Bruder Frieds Glöcklein, Mutter!" sagte Grethe; ich kenne es ganz genau, obwohl ich es hier unten im Thal nur selten gehört habe."

„Bruder Frieds Glöcklein?" wiederholte Frau Korb leise. „Er läutet gewiß das Weihnachtsfest ein. Es muß ein scharfer Nordost draußen wehen, wenn man den Klang hier hört."

„Ja, Mutter, es ist kalt," bestätigte Grethe.

Die Kranke versuchte sich im Bette aufzurichten. Ihre Wangen glühten, und ihre Brust hob und senkte sich schnell. „Weißt Du auch, mein Kind," hauchte sie, und ihre Augen glänzten fieberhaft, „daß derjenige gesund wird, für den kommende

Mitternacht das Glöcklein auf dem Himmelberg geläutet wird? Wenn jetzt der Vater noch lebte, ich würde sicher wieder gesund."

„Um Mitternacht?" kam es von des Töchterchens Lippen.

„Ja, aber wer das Glöcklein in jenem weihevollen Augenblick läutet, muß beten können, muß es thun, ohne daß der Leidende davon weiß, und vor allen Dingen ein reines Herz haben."

Grethe horchte gespannt auf, und während die Mutter leise flüsternd dem Kinde von einigen wunderbaren Heilungen berichtete, wandte sie keinen Blick von den Lippen der Sprecherin.

Es war neun Uhr Abends geworden. Grethe hatte gemäß der mütterlichen Weisung das letzte Stück Brot verteilt und dann dem Kleinsten geholfen, sich zu entkleiden und die Ruhestätte aufzusuchen. Die armen Kinder hatten es nicht zu fassen vermocht, daß diesmal das liebe, gute Christkindchen

nicht auch zu ihnen gekommen war, daß es ihnen nicht einmal ein ganz kleines Bäumchen gebracht hatte, und durch ihre unschuldvollen Fragen hatten sie wiederholt der Mutter Thränen in die Augen gelockt.

Endlich waren die Kleinen eingeschlafen, und auch Frau Korb war, durch die Anstrengung des Sprechens ermüdet, in einen erquickenden Schlummer gesunken. Nur Grethe wachte noch. Sie saß am Fußende des Bettes und horchte gespannt auf jeden Atemzug der Mutter.

„Mütterchen schläft fest," flüsterte sie leise; „nun muß ich gehen, sonst erreiche ich es nicht mehr."

Behende huschte sie in der Stube auf und ab, stellte eine Tasse mit Milch dicht an das Bett der Kranken und überzeugte sich, daß das Licht in Ordnung war. „Hu, wie ich mich fürchte und wie mich friert!" sprach sie und klapperte mit den Zähnen; „aber es muß sein. Mütterchen muß ge-

sund und wir wieder froh und glücklich werden. Der liebe Gott und das Christkindchen werden mich schützen.

Sie wickelte ihr altes wollenes Tuch fester um Kopf und Schulter, schlich nochmals sachte an der Mutter Bett und huschte, als sie alles nach Wunsch fand, leise aber hurtig zur Thüre hinaus.

Als das kleine Mädchen ins Freie trat, schlug es auf dem Kirchturme halb elf Uhr. Vom eisigen Nordost gepeitscht wirbelten die Schneeflocken Gespenstern gleich in der Luft umher, hier vereinzelt niederfallend, dort sich zu einer förmlichen Mauer auftürmend.

Grethe Korb eilte, so schnell sie die Füße zu tragen vermochten, weiter. Weder rechts noch links schaute sie; vorwärts, nur vorwärts war ihr Bestreben. Bald hatte sie das Dörfchen im Rücken, und nun sie sich ganz allein und vor aller Beobach-

tung sicher wußte, blieb sie einen Augenblick stehen, um auszuruhen.

Eigentlich war sie schon recht müde. Ein paarmal hatte sie bereits durch tiefen Schnee waten müssen, und wiederholt hatte der schneidende Wind ihr fast den Atem genommen, aber unverdrossen war sie weiter geeilt; galt es doch Gesundheit und Leben ihres treuen, herzlieben Mütterchens. Das größte und beschwerlichste Stück ihres Weges lag freilich noch vor ihr, der Weg durch den finstern Wald, das Besteigen des steilen Himmelberges.

Ein leiser Seufzer entrang sich der kleinen Brust, als sie den Blick aufwärts zu der Bergspitze richtete; aber nur einen Augenblick schien sie wankelmütig zu werden, dann eilte sie wie ein gescheuchtes Wild vorwärts und war bald im Walde verschwunden.

Aber wehe, welche Hindernisse stellten

sich ihr hier entgegen! Nicht nur, daß der Schnee an vielen Stellen fußhoch lag und dadurch ihre Kraft aufs äußerste angestrengt wurde, nein, auch dort, wo der Sturm den Schnee hinweggefegt hatte, war kaum fortzukommen, da durch die eingetretene Kälte das herabrieselnde Wasser gefroren war und eine förmliche Eisschicht den Boden bedeckte.

Grethe kletterte mit wahrem Heldenmut bergauf; aber wenn sie mühsam zehn Schritte vorwärts gemacht hatte, rutschte sie wieder mehrere Schritte rückwärts. Ihr kleines Herz klopfte hörbar vor Anstrengung, und ihr Kopf glühte, und während heiße Thränen ihre Wangen netzten, kletterte sie auf Händen und Füßen weiter. Sie hörte die Kirchenuhr 11 1/4, dann 11 1/2 Uhr schlagen, und immer war sie noch ein beträchtliches Stück von ihrem Ziel entfernt. Ihre Hände und Arme bluteten bereits an mehreren Stellen; die Kniee hatte sie sich wund

gefallen, und die Füße schmerzten sie bis zur Unerträglichkeit.

Manchmal machte es den Eindruck, als ob die Kleine den Gipfel des Himmelberges nicht erreichen werde; aber so oft sie auch durch die übermäßige Anstrengung gezwungen wurde, Halt zu machen, so oft man auch zu glauben geneigt war, sie würde vor Erschöpfung an einem Baumstamm einschlafen, ebenso oft ermannte sie sich wieder und schritt, von Stamm zu Stamm sich mit den kleinen Händchen mühsam haltend, in die Höhe. Der Gedanke an das kranke Mütterchen schien ihrem schwächlichen Körper eine übermenschliche Kraft zu verleihen.

Endlich sah sie die Kapelle vor sich, die Spitze des Himmelberges war erreicht; aber nun schien auch ihre Kraft zu Ende. Die Erschöpfung war eine so große, daß sie neben einen Baum wie betäubt niedersank. Mechanisch rieb sie die brennende Stirne mit

kaltem Schnee, drückte die rechte Hand auf das stürmisch pochende Herz und lehnte den Kopf an den Stamm einer mächtigen Lärche. Sie schien schlafen zu wollen, die arme Kleine; da — — — — in langgezogenen Schlägen ertönte von der Dorfuhr die Mitternachtsstunde. Wie elektrisiert sprang Grethe auf; wie ein gescheuchtes Reh floh sie über den schneebedeckten Boden hinweg der Kapelle zu, und als vom Dorfe her der letzte Schlag im Winde verklang, da ertönte vom Himmelberg herab Bruder Frieds silberhelles Glöcklein in die Nacht hinein. Wie himmlische Musik erscholl sein Ton und Grethe glaubte die Engel im Himmel singen zu hören, so glücklich war ihr zu Mute.

Heulend fuhr der Nordost über die Kapelle und Klause, die Wipfel der Bäume beugten sich tief im Sturm; aber von alledem hörte und sah das kleine Mädchen nichts, nur das Glöcklein und sein lieb-

licher Ton waren für sie vorhanden. Immer wieder zog sie an dem Glockenstrang, während ihre Lippen flüsterten: „Guter Gott, lasse Mütterchen gesund werden! Grethe, ihr Kind, ist im Vertrauen auf Deine unendliche Güte und Gnade bei Wind und Wetter hierher gekommen, um das Glöcklein zu läuten, das zu Deinen Ohren dringt."

Endlich schwieg das Waldglöcklein. Grethe hatte so lange geläutet, bis sie vor Erschöpfung bewußtlos zusammenbrach. Wie leblos lag sie da, aber auf ihrem zarten Kindergesicht glänzte ein Schein inneren Glückes. — — — —

Bruder Fried, durch das Läuten der Glocke aus dem Schlafe geweckt, hatte sich von seinem harten Lager erhoben, um nachzusehen, was geschehen sei, und Grethe ohnmächtig auf der kalten Erde liegend gefunden. Der fromme Mann hatte das Kind auf seinen Armen in die Klause getragen, dort seine Glieder gerieben und die

Wunden an Händen und Füßen sorgsam verbunden. Dann hatte er Grethe einige Tropfen eines belebenden Saftes auf die Lippen geträufelt und auch die Freude gehabt, daß die Kleine bald die Augen aufschlug.

Grethe hatte sich in der Klause zuerst erstaunt umgesehen, dann aber Bruder Fried, den sie wie alle Kinder des Ortes kannte, vertraulich die Hand gereicht und ihm herzlich für seine Hilfe gedankt.

„Es war Zeit, daß ich Dich fand, Kleine!" sagte der Eremit, als Grethe völlig zu sich gekommen war, „sonst wärest Du in dieser Nacht erfroren. Der Weg zur Kapelle scheint Deine Kraft erschöpft zu haben." Das Mädchen nickte und erzählte dann dem einsamen Mann auf seine Frage, was sie bewogen hatte, in tiefer Nacht den weiten und beschwerlichen Weg zu machen. „Wenn nur die Mutter gesund wird," schloß sie, dann bin ich zufrieden.

Ich kann Mütterchen nicht mehr leiden sehen und will lieber tot sein, als so weiter leben. Nicht wahr, Bruder Fried, Dein Glöckchen hört der liebe Gott in der Weihnachtsnacht? O, ich habe ihn flehentlich gebeten, Mutter zu helfen!"

„Jawohl, mein Kind! Gott hört das Glöckchen in der heiligen Nacht, und Dein Vertrauen wird sicherlich nicht getäuscht werden," antwortete der fromme Mann; dann ging er hinaus und kniete zu stillem Gebet vor dem Christusbilde nieder.

Als er sich wieder erhob, verkündete die Uhr des Dorfes Waldheim just die Beendigung der ersten Stunde des Weihnachtstages. Vorsorglich versah er die durchfrorene Kleine mit Speise und Trank, reichte ihr einen warmen Mantel und trat dann mit ihr den Weg ins Thal an. „Ich werde Dich begleiten, Grethe," sprach er, „damit Du wohlerhalten bei der Mutter und den Geschwistern ankommst!"

Langsam schritten sie bergab. Bruder Fried hielt die Hand des kleinen Mädchens in der seinen und ließ sich genau berichten, wie es ihnen seit dem schrecklichen Tode des Vaters und der Brüder ergangen war. Mit keiner Silbe unterbrach er die Kleine, und erst als sie schwieg, flüsterten seine Lippen: „Armes Weib, Dein und Deines Kindes Gottvertrauen soll nicht zu Schanden werden!“

*　*
*

Frau Korb hatte nicht lange eines ruhigen Schlafes sich erfreut. Kurz vor Mitternacht hatte ein Hustenanfall sie aufgeweckt, und als sie Grethe nicht mehr am Bette sitzen sah, glaubte sie anfänglich, die Kleine sei müde geworden und habe sich auch zur Ruhe begeben. Allein ein Blick belehrte sie, daß ihres Töchterchens dürftige Ruhestätte leer und das Kind nicht in der Stube war. Der Kranken bemächtigte sich

darob eine große Unruhe, und als trotz ihrer wiederholten Rufe Grethe nicht erschien, versuchte sie, den ältesten Buben zu wecken, was freilich keine leichte Arbeit war. Die Kinder lagen im ersten und tiefsten Schlaf, und erst nach den erdenklichsten Anstrengungen gelang es der Mutter, den Knaben wach und auf die Beine zu bringen. Von der Schwester und deren Verbleib wußte er natürlich nichts, da er längst geschlafen hatte, als Grethe das Haus verließ.

Die Besorgnis der Leidenden wuchs von Minute zu Minute, und schon wollte sie trotz ihrer Schwäche den Versuch machen, das Bett zu verlassen, um nach ihrem Kinde zu sehen, da ertönte Bruder Frieds Glöcklein so hell und rein durch die stille Nacht, daß sie ordentlich zusammenschrak.

„Grethe," flüsterte die Kranke, während in ihre Augen heiße Thränen drangen, „Grethe, mein Kind, nun weiß ich, wo Du bist!"

Langsam lehnte sich das bleiche Weib in die Kissen zurück, und die Hände andächtig faltend, betete sie leise und innig: „Allmächtiger! Lasse dieses Opfer meines braven Kindes nicht vergeblich sein! Höre das Glöcklein, das Deine Gnade und Barmherzigkeit anruft! Erhöre das Gebet meines kleinen Mädchens und lasse mich gesunden! Herr, Deine Hand ist mächtig und Deine Macht ohne Grenzen! Siehe herab auf uns und rette mich und die Kleinen vor Not und Verderben!“

Auf ihrem Gesichte lag der Ausdruck tiefsten Friedens, und in ihren Augen leuchtete es wie in vergangenen frohen, glücklichen Tagen.

Lange lag die Kranke still und ruhig da; der Ton des Waldglöckleins schien den bösen Husten gebannt zu haben.

Endlich hörte man draußen Schritte. Die Kranke horchte gespannt auf und versuchte, sich im Bette aufzurichten, und ihr

Knabe, der Grethes Stelle am Bette eingenommen hatte, sprang auf und eilte zur Thüre. „Bruder Fried," rief der Junge erstaunt, als im Thürrahmen das hagere Antlitz des Eremiten mit dem weißen Vollbart sichtbar wurde, „Bruder Fried kommt und Grethe."

„Ja, Bruder Fried, mein Sohn," klang die tiefe Stimme des Einsiedlers zurück, „der nach Deiner kranken Mutter sehen will!"

„Mutter, liebe Mutter," jauchzte Grethe und sprang ihrem Begleiter voraus, „nun wirst Du gesund, und wir dürfen wieder froh und glücklich sein. Ich habe für Dich, als Du schliefst, das Waldglöcklein geläutet und zu Gott gebetet. Es war ein beschwerlicher Weg, Mütterchen," setzte sie kindlich harmlos hinzu und sah der Kranken in die Augen, „und manchmal dachte ich, ich würde die Kapelle vor Mitternacht nicht mehr erreichen; aber das Christkindchen hat mir geholfen. Bruder Fried hat auch ge-

sagt, der liebe Gott höre in der Weihnachtsnacht das kleine Glöcklein, und Du würdest wieder gesund."

„Der Allmächtige wird das Vertrauen seines Kindes nicht zu Schanden werden lassen," sprach der Eremit feierlich, „und mich scheint er zu seinem schwachen Werkzeug ausersehen zu haben."

Lange und eingehend sprach der fromme Mann mit Frau Korb, reichte ihr mehrere heilkräftige Kräuter und gab Weisung, wie sie sich zu verhalten habe. Als er aber ein seidenes Beutelchen hervorzog und der Kranken daraus mehrere Goldstücke behändigen wollte, da wehrte Frau Korb erregt ab.

„Nicht doch, Bruder Fried!" sagte sie, „was Ihr habt, braucht Ihr selbst; fern sei von mir, Euer karges Leben noch zu schmälern!"

Um des Einsiedlers Lippen flog ein leichtes Lächeln.

„Nehmt es ruhig!“ erwiderte er, „ich habe mehr, als ich brauche. Ich lebte einst im Ueberflusse, und dies hier sind Reste jenes Ueberflusses, die ich zur Ehre Gottes dazu bestimmt habe, Unglücklichen zu helfen. Ich könnte alle Tage das Zehnfache dessen erhalten, was diese Börse enthält, wenn ich nur wollte, und ich werde wollen, wenn es nötig sein sollte, Sie ganz gesund werden zu lassen. Gesund aber können Sie nur werden, wenn drückende Sorgen fern bleiben, und darum nehmen Sie!“

Die Kranke sah den frommen Mann erstaunt und mit bewundernder Scheu an; in ihrer Erinnerung tauchte die geheimnisvolle Mär auf, „Bruder Fried“ sei aus vornehmer Familie, und ohne ein weiteres Wort der Widerrede nahm sie das Gebotene in Empfang.

Als der Einsiedler die ärmliche Krankenstube verließ, dämmerte bereits der neue Morgen, und als er oben auf seinem Berge

wieder anlangte, war es Zeit, die Frühglocke zu läuten.

Grethe war erschöpft von der nächtlichen Wanderung, aber beglückt eingeschlafen, und auch die kranke Mutter fand mehrere Stunden erquickenden Schlaf. Als es im Korb'schen Hause wieder lebendig wurde, stand die Sonne bereits hoch am Himmel; der Sturm hatte sich gelegt, und heiliger Friede lag über der Natur. Auch in die Brust des armen Weibes war Friede eingekehrt; sorglos lag die nächste Zukunft vor ihr, und damit war die erste und wichtigste Bedingung zu ihrer Wiedergenesung gegeben.

* *
*

Ein Jahr ist in das Meer der Vergessenheit hinabgesunken. Es ist wieder heiliger Abend, aber diesmal sieht es im Stübchen der Wittwe Korb ganz anders aus. Eine behagliche Wärme strömt uns

entgegen; auf dem Tische prangt ein hübsches Tannenbäumchen, um das die festlich geputzten Kinder jubelnd geschart sind. Auf der Mutter Wange liegt wieder eine frische Röte, und die kleine kluge Grethe geht Mütterchen eifrig an die Hand, die kleinen Geschenke zu gruppieren. Festesfreude herrscht im ganzen Haus, und als von den hellen Kinderstimmen beim Kerzenschimmer das weihevolle Lied:

Stille Nacht, heilige Nacht,
Alles schläft, einsam wacht ꝛc.

angestimmt wurde, da faltet Frau Korb in Erinnerung an Gottes gnädiges Walten und das verflossene Jahr die Hände und flüstert: „Habe Dank, Allgütiger, daß Du mein und meines Kindes Flehen erhörtest und mich gesunden ließest!"

Bruder Fried hatte von Zeit zu Zeit nach der Kranken gesehen und genaue Weisung gegeben, was zu ihrer Wiederherstellung zu geschehen habe. Aus der

Stadt hatte er kräftigende Lebensmittel besorgt, aus gesammelten Kräutern einen lösenden Saft gebraut und auch für eine pünktliche, gewissenhafte Pflege Sorge getragen.

Frau Korbs Husten hatte sich unter diesen veränderten Verhältnissen bald gebessert; ihre Kräfte hoben sich langsam, aber stetig, und als die Frühlingssonne durch die Scheiben brach und die erste Lerche trillernd in die Lüfte stieg, da konnte das arme Weib wieder seinen Geschäften nachgehen, und sie that es mit inniger Freude. Der Sommer aber in Verbindung mit des Eremiten fortdauernder liebevoller Unterstützung machte sie ganz gesund, und als das schönste Fest der Christenheit, die Weihnacht mit ihrem Tannenduft und Lichterglanz, abermals herannahte, da durfte sie dankerfüllt sagen: Ich bin gesund.

Der letzte Ton des Weihnachtsliedes hallte noch in dem freundlich-saubern Stüb-

chen nach, als leise an der Thüre gepocht wurde.

„Bruder Fried!“ frohlockte Grethe, als auf der Mutter „Herein!“ der Einsiedler im Thürrahmen sichtbar wurde.

„Er ist es, wie er leibt und lebt,“ lachte der Greis und reichte dem kleinen Mädchen die Hand. „Ich will Euch auch einmal zu Weihnachten fröhlich sehen, und damit Ihr es recht seid, hat das Christkindchen mir Geschenke für Euch mitgegeben.“ Mit diesen Worten reichte er jedem der Kleinsten ein Packetchen. „Für Dich aber, Grethe,“ sprach er weich, „hat das Christkindchen etwas ganz Besonderes gebracht.“

Langsam und mit fast kindlich-glücklichem Blick öffnete er eine große Pappschachtel und brachte eine wundervolle Puppe zum Vorschein.

Grethe stand ganz betroffen vor Freude und Ueberraschung. „Für mich?“ jauchzte

sie, als sie sich von ihrem Staunen erholt hatte und klatschte in die Hände.

„Ja, für Dich, mein Kind! Christkindchen hat vom Himmel herab gesehen, wie Du Deine kranke Mutter gepflegt, und wie Du für sie gebetet hast, und solche Kinder vergißt es nicht. Nach Leiden folgt Freude, und auch Du sollst heute glücklich sein. Pflege nun getreulich Dein Püppchen und übe Dich bei diesem Spiel, damit Du dereinst eine gute, sorgsame, liebevolle Mutter seiest!" Damit legte er das köstliche Geschenk in der Kleinen Arm und zog sie liebevoll an sich.

„Sei fromm und brav wie bisher und vergiß nie, daß der liebe Gott alles sieht und hört, was wir thun. Drückt Dich ein Leid, so wende Dich an ihn. Den Guten hilft er stets, wie er Dir und den Deinen geholfen hat durch

das Glöcklein vom Himmelberg."

Eine harte Probe.





Weit draußen vor dem Städtchen unter einer blühenden Linde stand ein junges Paar und hielt sich innig umschlungen. Aus den Augen des jungen blonden Mädchens flossen unaufhörlich Thränen und immer wieder schlang sie ihre Arme um den Hals des Mannes, als wolle sie nimmer von ihm lassen.

„Leb' wohl, Käthe," sprach der letztere weich und suchte sich aus der Umarmung zu befreien, vergiß mich nicht und bleibe mir treu. Mag passieren was will, ich werde zu Dir zurückkehren und Dich zu meinem Weibe machen, es sei denn, der Tod hindert mich daran. Ich hoffe, daß

mir drüben das Glück hold ist und ich bald zu einer angesehenen Stellung und gutem Einkommen gelangen werde. Dann hole ich Dich zu mir und dann sind die Tage der Trauer vorüber. Hier kann ich nicht länger bleiben, das weißt Du."

„Karl, Karl," schluchzte die Kleine und umarmte den Sprecher von neuem, „wenn ich nur mit Dir gehen könnte! Mit Dir zieht meine Ruhe, mein Glück hinweg; ich fühle mich hier ohne Dich verlassen, obgleich ich in der Heimath bin."

„Sei zufrieden, Käthchen", beruhigte sie der junge Mann, „im Geiste bin ich stets bei Dir. Vertraue meinem Wort und halte fest an Deinem Versprechen, daß nur der Tod uns scheiden soll. Dein und mein Glück suche ich jenseits des Meeres und so Gott will, finde ich es. — Nun aber ist es Zeit, es muß geschieden sein. Bis zur Eisenbahnstation ist noch eine gute Stunde Weges und ich muß mich schon sehr

eilen, wenn ich den Zug noch erreichen und zeitig in Bremen ankommen will."

Mit diesen Worten machte er sich aus der Umarmung des Mädchens frei, drückte noch einen langen Kuß auf ihre Lippen und schritt dann gen Westen.

„Leb' wohl", weinte die Maid und wischte die Thränen aus den Augen, „leb' wohl, Karl, und gedenke mein."

An der nächsten Biegung der Landstraße blickte der Wanderer nochmals zurück und schwenkte zum Abschiede den Hut, dann entschwand er den Augen des jungen Mädchens, das traumverloren noch lange auf derselben Stelle stand, und das Taschentuch als Abschiedsgruß im Winde flattern ließ.

*
* *

Karl Schreiber, der junge talentvolle Bildhauer, hatte vor einigen Wochen mit Käthe Sturmfeld Verlobung gefeiert. Beide

kannten sich seit langer Zeit und hatten sich schon seit den Kinderjahren lieb. Käthes Mutter war mit der Wahl ihrer Tochter nicht so recht einverstanden gewesen, da Schreiber außer seinem Eifer und Talent so gut wie nichts besaß; sie hatte schließlich aber doch eingewilligt, weil sie die tiefe Neigung ihres Kindes zu dem jungen Bildhauer erkannte, und nach ihrer Ueberzeugung zunächst gar nicht daran zu denken war, Käthe den Werbungen des reichen Nachbarssohnes Fritz Müllermeister, geneigter zu machen. Frau Sturmfeld hatte jedoch an ihre Einwilligung zum Verlöbnis die Bedingung geknüpft, daß zur Ehe nicht früher geschritten werden dürfe, bis der Bräutigam sich eine gesicherte Existenz errungen habe.

„Ich kann mein Kind nicht einer ungewissen Zukunft preisgeben," hatte sie Karl Schreiber erklärt, als er um Käthchens Hand anhielt, „und Sie werden als rechtschaffener Mann auch die Pflicht in sich

fühlen, erst dann einen eigenen Herd zu gründen, wenn sie auf eigenen Füßen stehen. Käthe ist zwar mein einziges Kind und wird mich demnach heute oder morgen beerben, aber um die Ehe ist es schlecht bestellt, in welcher sich der Mann auf die Mitgift seiner Frau verläßt. Man muß seine Güter vermehren, nicht vermindern! Das sollte der oberste Grundsatz eines jeden ehrlich denkenden Mannes sein."

Karl Schreiber war den Ausführungen seiner zukünftigen Schwiegermutter völlig beigetreten und hatte in ihre Hand das Versprechen abgelegt, erst dann den Hochzeitstag in Aussicht zu nehmen, wenn er ein Weib zu ernähren im stande sein werde.

„So würde ich schon von selbst gehandelt haben," setzte er feierlich hinzu," „denn nichts scheint mir verächtlicher und eines Mannes mehr unwert, als sich dem Nichtsthun hinzugeben, sich von dem Vermögen seines Weibes zu ernähren oder

gar von der Frau Arbeitsleistung sein Leben zu fristen. Diejenigen, die das thun, sind des Wortes „Mann“ nicht würdig.“

Die Verlobung der jungen Leute war hierauf in glücklicher und freudiger Stimmung gefeiert worden; das Brautpaar sah sich schon im Geiste als Gatten und der Gedanke, sich für immer angehören zu dürfen, ließ ihre Augen in ungetrübtem Glücke erstrahlen — — —

Nachdem der Freudenrausch vorüber war, hatte Schreiber sich mit redlichem Eifer nach lohnender Beschäftigung umgesehen, aber es wollte ihm trotz der vortrefflichsten Empfehlungen seines Lehrherrn, sowie seines bisherigen Meisters, der sein Geschäft wegen Kränklichkeit verkauft hatte, nicht gelingen, eine seinen Fähigkeiten angemessene Stellung zu finden und so faßte er denn den Entschluß, nicht länger müßig zu sein, sondern sein Glück in der fernen neuen Welt zu suchen.

Käthe jammerte laut, als ihr Geliebter ihr seinen Plan darlegte, aber sie mußte doch zuletzt den Entschluß billigen, zumal derselbe der Liebe zu ihr und dem Wunsche, bald für immer vereinigt zu sein, entsprang.

„Was würde Deine Mutter von mir denken," fragte Karl, als seine Braut in Wehklagen ausbrach, „wenn ich hier den trägen Zuschauer spielen wollte, statt für uns beide die Arme zu rühren? Sie würde das mir geschenkte Vertrauen sehr bald verlieren und das wäre für unser junges Glück nicht gut."

„Meine Ersparnisse reichen zur Reise," sagte Karl, und halten mich auch noch einige Wochen über Wasser. Hier ist kein Heil zu hoffen. Nach jeder Stellung strecken sich gleich Dutzende von Händen, während man in Amerika noch fleißige Arme sucht. Drüben, mein Lieb," fuhr er eifriger fort und seine schwarzen Augen leuchteten hoffnungsfroh, „läßt sich auch noch mehr Geld verdienen,

als bei uns. Will das Glück mir wohl, so habe ich in einigen Jahren so viel erworben, um ein eigenes Nest bauen zu können und dann ist ja unserer Sehnsucht Ziel erreicht. Ob wir hier oder in Amerika unsere Hütte bauen, ist am Ende gleichgültig, wenn man nur sein Auskommen hat und geachtet ist. Lieber freilich möchte ich Dich im Vaterlande als mein Weib ans Herz schließen, allein die Verhältnisse sind mächtiger als unser Wille, wir müssen uns ihnen beugen."

„Gehe mit Gott!" hatte Käthe resignirt geantwortet. „Was Du sagst, ist richtig und ich will Dich nicht hindern, aber vergiß auch in der fernen Welt Deine Käthe nicht, deren Ein und Alles Du bist und die Dich im Geiste auf Schritt und Tritt begleiten wird."

„Nur der Tod wird uns scheiden, wenn Du treu bleibst," beteuerte der junge Mann.

Alsdann bestimmten sie den Tag der Abreise, der für die jungen Herzen nur allzu schnell herangenaht war.

*
* *

Karl Schreiber war wohlbehalten in Bremen angekommen und hatte mit dem Lloyddampfer „Mosel" die Reise übers Meer angetreten. Als er den Fuß vom vaterländischen Boden auf das Schiff setzte, sandte er seiner Braut einen letzten Abschiedsgruß in Gestalt einer hübschen Karte, auf die er mit kräftiger Hand die folgenden Verse geschrieben hatte:

Jetzt geht es, mein herziges Lieb, in die See,
Den Blicken entschwindet das Land.
Leb' wohl, bis daß ich Dich wiederseh,
Ich küß' Dich und drück Dir die Hand.
Sei treu und habe nur frohen Muth,
So wird für uns beide noch alles gut.

Käthe küßte die Karte tausendmal und bewahrte sie wie ein Heiligtum. Die wenigen

Verse waren ihr ein süßer Trost und wenn ihr Herz vor Wehe nach dem fernen Geliebten zu zerspringen drohte, las sie seinen Abschiedsgruß, der seine draußen unter der Linde gesprochenen Worte von neuem bekräftigte. Auch seine Ankunft in New-York hatte Schreiber pünktlich der Braut gemeldet, dann aber war eine lange Pause eingetreten. Als endlich wieder ein Brief von ihm eintraf, meldete er, daß auch in der neuen Welt von einem Mangel an Arbeitskräften nicht die Rede sein könne und daß es ihm bis zur Stunde nicht gelungen sei, einen angemessenen Erwerb zu finden. Um sich vor Not zu schützen, müsse er zunächst zum ersten besten greifen und einen glücklichen Moment abzupassen suchen, um sich emporzuarbeiten. Das erträumte Glück sei ihm bis jetzt nicht erschienen. „Aber darum verzage nicht, mein Lieb", schloß er sein Schreiben, „das Glück kann über Nacht kommen und schneller als ich

glaube, kann ich Dir vielleicht von einer günstigen Wendung berichten."

Käthe Sturmfeld las des Geliebten Worte immer und immer wieder und je häufiger sie die Zeilen überflog, desto stiller und nachdenklicher wurde sie. Kummervoll saß sie da und als sie endlich den Blick erhob und in die Ferne schaute, glänzten Thränen in ihren Augen.

„Du hättest Deine Zuneigung einem andern Manne schenken sollen, mein Kind," sprach die Mutter und trat an die Tochter heran. „Ich habe Dich oft genug gewarnt. Siehst Du nun, wie ungewiß Deine Zukunft ist? Die Liebe ist eine schöne Sache, aber von der Liebe lebt man nicht. Wenn man nichts hat, fliegt die Liebe zum Fenster hinaus, sagen wir Alten, und so ist es auch. Du hättest eine bessere Wahl treffen sollen. Nachbars Fritz . . ."

„Liebe Mutter," unterbrach Käthe die Sprecherin und wischte die Thränen aus

den Augen, „schweig davon, oder ich verlasse das Haus. Ihm gehört mein Herz und es wird ihm gehören, so lange ich atme.“

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich,“ entgegnete Frau Sturmfeld. „Du bist mein einziges Kind und ich möchte Dich glücklich sehen. Das ist alles, was ich will.“

„Mit ihm werde ich glücklich und nur mit ihm,“ versicherte Käthe eifrig. „Ich warte, Mutter, und wenn es zehn Jahre dauern sollte; ich bin ja noch jung.“ —

Wochen vergingen, ohne daß von dem Geliebten eine Kunde gekommen wäre und Frau Sturmfeld hatte sich dadurch wiederholt veranlaßt gesehen, auf das Herz ihres Töchterchens einen Ansturm zu Gunsten des Nachbarssohnes zu machen. Das war freilich vergeblich gewesen und Käthe nur noch wortkarger als zuvor geworden.

Das Laub auf den Bäumen begann

bereits sich gelblich zu färben und der Herbstwind fegte schon über die Stoppelfelder, als der Postbote endlich wied:r an Käthe einen Brief aus dem fernen Westen brachte. Laut pochte das junge Herz beim Anblick der bekannten Schriftzüge und voller Hoffnung entfaltete sie den Briefbogen. Aber der Inhalt desselben preßte dem armen Kinde Thränen aus. Karl Schreiber schrieb nur wenig und resignirt. Das Unglück hatte sich statt des erträumten Glückes an seine Fersen geheftet und er führte in der fremden Welt nur ein kümmerliches Dasein. Am Schlusse des Briefes gelobte er, erst dann wieder zu schreiben, wenn es ihm besser gehe, es sei genug, meinte er, wenn e r sich sorge und plage, er wolle seiner trauernden Braut nicht auch noch das Herz schwer machen.

*   *
*

Wieder war mit aller Macht der Frühling ins Land gezogen und an Hecken und

Büschen keimte und knospte es. Die Wiesen hatten sich längst von neuem mit den lieblichen Kindern Floras bedeckt und wie ein samtner Teppich lagen Felder und Wälder da. Das lieblichste aller Feste, Pfingsten stand vor der Thür.

Käthe Sturmfeld, die vor einem Jahre noch ein reizendes Bild blühenden Lebens darbot, schlich mit bleichen Wangen und thränenfeuchten Augen umher. Welche Wendung in der kurzen Zeit! Schreiber hatte seit mehr als sieben Monate kein Lebenszeichen in die Heimat gesandt, für die treu vertrauende Braut ein untrügliches Zeichen, daß es ihm übel erging.

Der Jahrestag der Verlobung war gekommen. Käthe saß in der Laube des Gärtchens und blickte hinaus auf die Straße. Sie war so in Gedanken versunken, daß sie erst die Anwesenheit eines Menschen gewahrte, als ihr auf die Schulter geklopft wurde.

Erschrocken blickte sie um. Vor ihr stand Fritz Müllermeister, des Nachbars Sohn und grinste sie freundlich an.

„An wen denkst Du so eifrig, Käthe?" fragte er und ließ sich auf die Bank nieder. „Die übrige Welt scheint für Dich ja gar nicht mehr vorhanden zu sein."

„Ich denke an vergangene Zeiten," erwiderte Käthe kurz.

„Glaub's schon," meinte der Frager, verschmitzt lächelnd, „an die Zukunft kannst Du unter solchen Verhältnissen nicht wohl denken. Die Vergangenheit war 's beste davon. Heute vor einem Jahre schaute es anders aus, da hing noch der Himmel voller Geigen."

In den Zügen des jungen Mädchens spiegelte sich ein großer Schmerz wieder und ohne ein Wort der Erwiderung richtete sie den Blick zu Boden.

Behüt' Dich Gott, es wär' so schön gewesen,
Behüt' Dich Gott, es hat nicht sollen sein!

summte Müllermeister und fixierte des Nachbars Töchterlein noch schärfer. Um Käthes Fassung war es nun geschehen; plötzlich bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und den Kopf auf den Gartentisch lehnend schluchzte sie, als ob das Herz brechen wollte.

„Käthe," mahnte Müllermeister, nachdem er eine Weile dem Schmerzensausbruch zugesehen hatte, „was heulst Du denn? Ist etwa mit Schreiber die Männerwelt ausgestorben? Weshalb weisest Du ehrliche Leute ab? Ich hab' mir's gleich gedacht, daß es mit dem Lump nichts Rechtes war. Was brauchst Du Dir einen Mann zu suchen, der nichts hat? Deine Mutter hat genug abgeraten. Wer nicht hören will, muß fühlen. Das ist eine uralte Geschichte."

Das junge Mädchen erwiderte keine Silbe, sondern weinte still vor sich hin.

„Käthe," hub Fritz Müllermeister, bei dem die alte Liebe zu der Nachbarstochter

den Sieg über die widerfahrene Abweisung davonzutragen begann, nach einer Weile von neuem an, „sei ruhig und verständig, so wird noch alles gut werden. Höre mich mal an."

Käthe Sturmfeld hob langsam den Kopf und blickte in die Ferne. „Was willst Du?" fragte sie dann ruhig und gemessen. „Willst Du meinen Bräutigam schmähen, so spare nur Deine Worte."

„Na, loben würde ich ihn wohl nicht können," höhnte der junge Mann und drehte seinen Schnurrbart. „Aber lassen wir den, der interessiert mich nicht. Ich wollte Dir Wichtigeres sagen. „Sieh, Käthe," fuhr er tief Atem holend fort, „ich liebe Dich schon lange und meine Liebe zu Dir ist stark genug, zu vergessen, daß Du meine Werbung schon einmal abgewiesen hast. Ich biete Dir heute abermals meine Hand an und ich will Dir heute am Jahrestag Deiner ersten Verlobung, versprechen, Dich binnen

drei Monaten zu meinem Weibe zu machen, wenn Du einschlägst. Vom Vater werden mir 30 000 Mark sofort zur Verfügung gestellt, wenn ich ein Weib gefunden habe und einen eigenen Herd gründen will. Ob das bald geschieht, hängt von Dir ab; daß Dein Karl in der neuen Welt andere Gedanken bekommen hat und nicht mehr an die Käthe Sturmfeld denkt, die thöricht genug ist, um den Patron zu trauern, wirst Du wohl einsehen, das . . ."

„Ich sehe nichts dergleichen ein," fiel ihm das junge Mädchen in's Wort.

„Das ist sehr bedauerlich und giebt für Dich kein Lob ab," spottete Müllermeister. „Ich hätte Dich für klüger gehalten! Wer sieben Monate seiner Braut nicht mehr schreibt, der hat sie vergessen."

„Oder ist tot!" unterbrach Käthe den Sprecher. „Wer sagt Dir denn, daß er mich vergessen hat? Schmerzt es mich auch, daß Karl so lange schweigt, so bin ich doch

von seiner Treue überzeugt und ich weiß, daß er sein Wort halten wird.“ Die letzten Worte hatte sie wuchtig und im Tone der Ueberzeugung gesprochen.

„Um Dein Vertrauen könnte man Dich fast beneiden, Kind,“ lachte der Freier. „Aber nimm doch Verstand an und lerne einsehen, daß Schreiber ein Habenichts und ein Mann ist, der heute hier und morgen dort liebt.“

Käthe Sturmfeld richtete sich zu ihrer ganzen Höhe empor, als Fritz Müllermeister schwieg und ihre Augen leuchteten als sie entgegnete: „Ist das alles, was Du weißt? Besteht Deine ganze Heldenthat in der Verleumdung eines Abwesenden? Schäme Dich doppelt, weil Du es wagst, mir das zu sagen! Und Du glaubst, mein Herz, meine Liebe zu gewinnen? Selbst wenn ich für Dich einen Funken von Zuneigung in der Brust getragen hätte, Du würdest ihn heute mit Deiner elenden Verleumdung

für immer ausgelöscht haben! Lasse mich allein, ich will kein Wort mehr hören, am allerwenigsten Deine Liebesbeteuerungen. Wir passen nicht für einander. Wer kein Vertrauen zu seinen Mitmenschen hat, der kennt auch die Liebe nicht."

Das junge Mädchen glich einer Königin, so stolz und überlegen stand sie da, als sie den Geliebten verteidigte. Auf ihre bleichen Wangen war eine leichte Röte getreten, die Augen sprühten Blitze und die durch den Kummer erschlafften Züge belebten sich sichtlich. Sie war wirklich schön in diesem Augenblick.

Müllermeister, der sich bei ihrer Erwiderung anfangs voller Grimm auf die Lippen gebissen hatte, erschien sie in ihrem Zorne doppelt begehrenswert und in aufflammender Leidenschaft schlang er rasch wie der Blitz seine Arme um ihre Taille und preßte sie an sich. „Du bist schön, Käthe," keuchte er, das Mädchen zu sich

emporhebend, und mein mußt Du werden, wie Du Dich auch sträuben magst."

Mit diesen Worten versuchte er einen Kuß auf die Lippen der jungen Braut zu drücken, allein diese wehrte sich mit aller Kraft und ehe er's hindern konnte, versetzte sie ihm eine schallende Ohrfeige. „Hilfe, Hilfe!" schrie das beleidigte Mädchen.

Zähneknirschend ließ der junge Mann Käthe frei und rasch wie er gekommen war, verschwand er. „Wir sehen uns wieder," rief er zurück und bog um die nächste Ecke. — — — — —

Seit der eben geschilderten Scene waren fünf Jahre verflossen. Karl Schreiber, den seine Braut so ritterlich verteidigt hatte, hatte während dieser langen Zeit kein Lebenszeichen von sich gegeben; ernst stieg der Gedanke in Käthe auf, ob der Geliebte noch am Leben sei. Die Jahre hatten die Jugendfrische von ihren Wangen hinweggeweht und ihre ganze Gestalt ließ den an

ihrem Herzen nagenden Kummer deutlich erkennen. Stumm trug sie ihren Schmerz, der nur durch gewissenhafte Pflichterfüllung Linderung fand.

Frau Sturmfeld blickte mit wachsender Besorgnis auf ihre Tochter, allein seit jenem rohen Benehmen Fritz Müllermeisters wagte sie keinen neuen Ansturm mehr auf das Herz ihres Kindes. Zwar hatte der Nachbarssohn Käthe wegen seiner Dreistigkeit um Verzeihung gebeten und das junge Mädchen hatte auch seiner Bitte willfahrt; indes in einer so kühl überlegenen Form, daß hinsichtlich der Gesinnung Käthes keinerlei Zweifel bestehen konnte.

Es kam der Herbst und mit ihm die kühlen Tage. Frau Sturmfeld fühlte sich seit einiger Zeit recht unwohl. Ein schrecklicher Husten plagte sie, zu dem sich allabendlich heftiges Fieber gesellte. Mit aller Kraft kämpfte sie gegen die drohende Krank-

heit an, schließlich jedoch zwang sie ihr Zustand, das Bett zu hüten.

Käthe schickte zum Arzt. „Erkältung mit hinzugetretener Lungenentzündung," lautete die Antwort, was bei der alten Frau hieß „Sein oder Nichtsein."

Mit großer Liebe und Aufopferung pflegte die Tochter die leidende Mutter. Tag und Nacht wich sie nicht von ihrem Krankenlager, obwohl auch ihre eigene Kraft zu brechen schien. „Ich habe nur noch Dich, Mutter, für die ich mich sorgen und mühen darf," pflegte Käthe allen Ermahnungen seitens der Kranken, an sich zu denken und lieber eine Pflegerin ins Haus zu nehmen, entgegenzusetzen, und dafür wird hoffentlich meine Kraft noch ausreichen." Aber trotz der sorgsamen Pflege der Tochter wurde der Zustand der alten Frau zusehends bedrohlicher. Das Fieber schüttelte ihre Glieder und in wilden Phantasien traten ihre innersten Gedanken ans Licht.

Fast ausschließlich beschäftigte sich die Kranke mit Schreiber und der Zukunft ihres Kindes und zum erstenmal vernahm die besorgt am Bett wachende Tochter, wie sehr sich das Mutterherz nach einer glücklichen Versorgung ihres Kindes sehnte.

„Laß ab von ihm, Käthe," stöhnte die Kranke und warf sich unruhig auf ihrem Lager hin und her, „er — kommt — nicht — zurück. Höre — auf — Deine — alte Mutter. Wenn — ich — nicht mehr — da bin — stehst Du — ganz — allein — in — der Welt. Es — ist schwer — für ein — — Weib — allein durch — das Leben zu gehen. Ich will Dich nicht — drängen — nur raten."

Auf der Stirn der Leidenden perlten dicke Schweißtropfen, die Käthe mit einem Tuch sorgsam abwischte. Allmälig wurde die Kranke ruhiger und als die Mittagsstunde herannahte, schlug sie die Augen auf und blickte erstaunt um sich. Das Fieber

hatte nachgelassen und die Patientin war bei klarem Bewußtsein.

„Wie geht es, Mutter," fragte Käthe und faßte ihre Hand.

„Es geht mit mir zu Ende, Kind," flüsterte die Kranke, „ich fühle es deutlich."

„Sprich nicht so," versetzte die Tochter und streichelte der Leidenden Wangen. „Du bist ja fast fieberfrei und Deine Augen leuchten hell."

„Das letzte Aufflackern, Käthe, hauchte Frau Sturmfeld und richtete ihren Blick bittend auf die Tochter. „Ich bin sehr schwach und spüre, daß meine Stunden gezählt sind. Darum möchte ich Dich, ehe es zu spät ist, noch um etwas bitten. Der sterbenden Mutter schlägt man so leicht nichts ab."

„Rede, liebe Mutter, wenn die Erfüllung in meiner Kraft steht, so sollst Du sicherlich nicht vergeblich bitten."

Frau Sturmfeld faßte die Hand ihres

Töchterchens und drückte sie leise. „Daran erkenne ich mein Kind, meine Käthe, wieder," lispelte sie, „ich wußte, daß Du mir so antworten würdest." Sie holte tief Atem.

„Käthe," bat sie dann leise und ihre Augen trafen die der Tochter, „hoffe und warte nicht mehr auf Schreibers Rückkehr. Sechs Jahre sind verflossen, seit er unsern Ort verließ und Du bist gealtert und bleich vor Kummer geworden. Sieh, ich kann nicht ruhig sterben, wenn ich Dich nicht versorgt weiß! Ich will Dir nicht zureden, Nachbars Fritz zu nehmen, weil ich weiß, daß Du das nach dem Geschehenen doch nicht thun wirst, aber bitten muß ich Dich, Deine Jugend nicht zu vertrauern, sondern einem andern ordentlichen jungen Mann die Hand zu reichen. Es fehlt nicht an Heiratsgelegenheit für Dich."

Sie hielt inne. Käthe hatte den Kopf gesenkt und sprach kein Wort.

„Es ist schwer, mein Kind," begann

die Kranke von neuem, „ohne männliche Stütze durchs Leben zu gehen. Ich habe das erfahren müssen. Folge mir, ich will ja nur Dein Bestes. Versprich mir, daß Du binnen Jahresfrist einem Manne die Hand reichen willst.“

„Ich kann nicht, Mutter,“ stöhnte das junge Mädchen, „ich kann nicht! Er hat mein Wort, daß ich ihm treu bleiben will und nicht eher darf ich mich einem andern Manne versprechen, bis Karl mich freigiebt, oder —“ sie stockte und wischte die hervorquellenden Thränen aus den Augen, — „bis ich die sichere Kunde von seinem Tode bekommen habe. Es kann Dein Wille nicht sein, daß ich mit Hilfe eines Treuebruchs Deine letzte Bitte erfülle.“

„Kind, Kind, bedenke, daß seit der Verlobung sechs Jahre verflossen sind und daß Dein Bräutigam länger als fünf Jahre nicht mehr schrieb. Du hast Dein Wort mehr als reichlich gehalten. Er ist vielleicht

längst im fernen Land verheiratet und gedenkt Deiner gar nicht mehr. Er . . ."

„Nein, Mutter," unterbrach Käthe die Kranke eifrig, „das ist er sicherlich nicht. Karl ist treu und ich vertraue ihm bis in den Tod. Sterben konnte er, aber mich betrügen, das kann er nicht."

„Armes vertrauensseliges Kind," flüsterte die Leidende, „was wirst Du noch für trübe Erfahrungen machen."

„Karl kehrt zu mir zurück, Mutter, erklärte die Tochter und ihre Augen leuchteten, „das sagt mir mein Herz. Die lange Trennungszeit ist eine Prüfung für uns Beide, die uns stählen wird für das Leben."

„Und ohne Grenzen willst Du warten? Gilt Dir der Wunsch Deiner sterbenden Mutter gar nichts? Fühlst Du nicht, daß das Mutterherz es am besten mit Dir meint?"

„Alles, alles will ich für Dich thun,

Mütterchen," schluchzte Käthe, „für Dich sterben will ich, nur das verlange nicht. Das erscheint mir bitterer als der Tod."

„Käthe", mahnte Frau Sturmfeld sanft, „so setze wenigstens einen Zeitpunkt fest, bis zu welchem Du warten willst. Warte meinetwegen noch ein volles Jahr, aber dann erfülle meine Bitte."

Die Tochter schwieg und weinte still vor sich hin. Die Kranke wurde unruhig. das Fieber stieg von neuem und mit nervöser Hast erfaßte sie ihres Kindes Rechte. Noch zwei Jahre warte, Käthe," stöhnte sie, „aber dann . . . Versprich es mir, ich kann sonst nicht ruhig sterben."

Eine Pause trat ein, während welcher die Kranke keinen Blick von ihr wandte.

„Mutter Du forderst ein großes, großes Opfer von mir," rang es sich endlich von Käthes Lippen. „Ich will es Dir bringen und Dir damit zeigen, wie unendlich lieb ich Dich habe. Ich lege heute das Ver=

sprechen in Deine Hand, daß ich Deinen Wunsch erfülle, falls Karl nach ferneren vier Jahren nicht zu mir zurückgekehrt ist. Zehn Jahre will ich ihm die Treue halten. Möge Gott ihn bis dahin glücklich hierher geleiten! Bist Du zufrieden Mutter?

„Es ist eine lange Zeit, mein Kind," antwortete Frau Sturmfeld mit schwacher Stimme „und Deine Haare können bis dahin ergraut sein, aber es sei, wie Du sagst. Ich scheide von Dir mit dem Wunsche, daß die zehn Jahre für Dich nicht verloren seien, daß sie Dein Vertrauen zur Menschheit nicht täuschen, Dein Herz nicht verbittern mögen."

„Du wirst nicht von mir gehen Mütterchen", schluchzte Käthe, „Du wirst gesund werden und das Glück Deines Kindes sehen."

Frau Sturmfeld schüttelte mit dem Kopfe. Käthe aber erhob sich und drückte einen langen Kuß auf die Wangen der Mutter.

Als der letzte Sonnenstrahl hinter den Bergen versunken war, erfaßte das Fieber Frau Sturmfeld mit vernichtender Gewalt. Mit halb geöffneten Augen, die Lippen heiß und trocken, lag sie da, hin und wieder wirre Reden ausstoßend. Von Zeit zu Zeit stöhnte sie laut und faßte mit der Hand nach der linken Brust, dem Sitze der todbringenden Krankheit.

Käthe saß mit gramgebeugten Zügen vor dem Bette. Mit banger Sorge sah sie der Nacht entgegen und diese Sorge wurde durch die bedenkliche Miene des vor wenigen Minuten eingetretenen Arztes noch gesteigert.

„Wie finden Sie der Mutter Zustand Herr Doktor?“ fragte sie und versuchte in den Augen des Arztes zu lesen.

„Er ist nicht unbedenklich, Fräulein Sturmfeld,“ erwiderte der Mediziner. „Das Fieber hat einen außergewöhnlich hohen Grad erreicht.“

„Ist Gefahr für das Leben vorhanden? Bitte sagen sie mir alles.“

Ueber Leben und Tod entscheidet ein Höherer und solange ein Mensch atmet, soll man ihn nicht verloren geben . . .“

Der Arzt stockte und sah das junge Mädchen teilnahmsvoll an.

„Bitte, bitte, sprechen Sie, Herr Doktor“, bat Käthe, ich bin stark genug, das Schlimmste zu hören.“

„Wenn Sie es verlangen, so werde ich reden. Nun denn, soweit menschliches Wissen reicht, müssen sie auf alles gefaßt sein. Ich fürchte die Kranke wird den neuen Tag nicht sehen.“

Aus Käthes Augen stürzten Thränen. „O Gott, gieb mir Kraft, rang es sich schluchzend von ihren Lippen.“

Der Arzt ging. Käthe war wieder mit der Leidenden und ihren Gedanken allein. Still saß sie an der Mutter

Schmerzenslager und beobachtete jede Bewegung derselben.

Als die Rathhausuhr in mächtigen Schlägen die elfte Stunde verkündete, wurde die Kranke ruhiger. Sie atmete leise und schwach und die durch das Fieber hervorgerufene Röte machte einer starken Blässe Platz. Plötzlich richtete sich Frau Sturmfeld ein wenig in die Höhe und ihre Augen suchten die Tochter, als ob sie ihr noch etwas sagen wolle. Käthe sprang auf und stützte die Mutter. „Liebe Mutter,“ mehr brachte sie nicht hervor.

„Werde glücklich und — halte Dein — Versprechen —“ stöhnte die Kranke, dann atmete sie noch einmal tief auf und sank leblos in die Kissen zurück.

*
* *

Seit dem Hinscheiden der Frau Sturmfeld waren mehr als drei Jahre verflossen. Käthe hatte von der Mutter ein hübsches

Vermögen ererbt, das sie sorglos dem Alter entgegensehen ließ und sogar für sie und Karl gereicht hätte. Allein Schreiber hatte noch immer keine Zeile an seine Braut gesandt, er schien verschollen zu sein.

Käthe war sichtlich alt geworden. Der Gram um die Mutter und der jahrelange Kummer um den Geliebten hatten vorzeitig ihre frühere elastische Gestalt gebeugt und hie und da zeigten sich sogar schon Silberfäden in dem Haare. Zwar zählte sie erst 30 Jahre, aber dem Aussehen nach würde man sie ein Jahrzehnt älter geschätzt haben. Mit niemandem im Städtchen pflegte sie Verkehr und allen Fragen ging sie geflissentlich aus dem Wege. Aber sie war freundlich gegen jedermann, hilfreich gegen alle Armen, die an ihre Thüre pochten, so daß sie wegen ihrer Sonderbarkeiten mehr bedauert als gehaßt wurde.

„Sie trägt den Kummer um ihren Bräutigam im Herzen," flüsterten sich die

Weiber zu, wenn sie vorbeiging, die Männer aber sagten: „sie ist ein Muster echter Treue, sie ist noch das richtige Mädel, das dem geliebten Manne bis zum Tode anhängt."

Seit dem Tode der Mutter waren Käthe wiederholt Heiratsanträge gemacht worden, selbst Nachbars Fritz hatte nochmals angepocht, allein alle diese Anerbieten hatte sie mit einem kurzen „Nein" abgelehnt.

Einer vollendeten alten Jungfer gleich besorgte sie sich ihren ganzen Haushalt selbst und ihre einzige Gesellschaft war ein kleiner Spitzhund, der ihr mit unaussprechlicher Treue anhing und sie auf Schritt und Tritt begleitete.

Nachmittags pflegte Käthe Sturmfeld am Fenster ihres Hauses zu sitzen und eifrig in einem Buche zu lesen, während ihre Hände sich mit einer Häckel- oder Strickarbeit beschäftigten, und nur an Sonn- und Feiertagen wählte sie zur Sommerzeit ihr Plätzchen in dem hübsch gepflegten

Gärtchen vor dem Hause. Dann ruhten auch ihre sonst so geschäftigen Hände und selbst das Buch fehlte. — — — — —

Käthe saß in ihrem Gärtchen und blickte auf die Straße hinaus. Es war Pfingstfeiertag und Alt und Jung war nach altem Brauche in den schönen grünen duftigen Wald gezogen. Im Städtchen war es still, fast menschenleer; nur einige alte Frauen mit kleinen Kindern sah man vor der Hausthüre sitzen oder langsam durch die Straßen trippeln.

In Käthes Augen stahlen sich Thränen. Sie dachte an die entschwundenen glücklichen Stunden, an die lange Zeit, die Karl Schreiber nun schon in der fremden Welt weilte, an das der sterbenden Mutter gegebene Versprechen. Ihr Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken, daß sie das letztere nun bald werde einlösen müssen und ihr Geliebter nachher in die Heimat zurückkehren könnte.

„Karl, Karl," flüsterte sie ganz leise, kehre zu mir zurück, ehe es zu spät ist."

Sie faltete die Hände wie zum Gebet und den Blick nach dem wolkenlosen Himmel gerichtet, flehte sie: „Allmächtiger, nimm mich lieber zu Dir, als daß ich ihm mein Wort breche."

Lange saß sie regungslos da und hing ihren Gedanken nach. Die Sonne hatte drei Viertel ihrer Tagesbahn durchlaufen und senkte sich rasch gegen Westen. In den Straßen wurde es allmälig lebhafter. Singend und jauchzend, die Hüte mit Laub und Blumen bekränzt, kehrten die Ausflügler aus dem Walde heim und frohgemut suchte jeder den heimischen Herd auf, um im Kreise seiner Angehörigen oder trauter Freunde den prächtig begonnenen Tag zu beschließen. Kein Haus gab es, in das heute nicht herzerquickende Fröhlichkeit eingekehrt wäre.

Nur an Käthes einsamem Häuschen

zogen die glücklichen Menschenkinder vorüber, nur bei ihr kehrte keine Pfingstfreude ein.

* *
*

Mit raschen Schritten bewegte sich ein kräftiger, sonngebräunter Mann dem Städtchen zu. Ein breitkrämpiger Hut beschattete sein Gesicht und seine eigenartige und doch elegante Kleidung ließ sofort den Fremden erkennen. Er kam von der Eisenbahnstation und schien vor Einbruch der Nacht den Ort auf jeden Fall erreichen zu wollen.

Eilig schritt der Fremde an den ihm Begegnenden vorüber, die ihm meist verwundert nachschauten.

Vor dem Orte mäßigte er seinen Gang und blickte wie suchend um sich. „Dort," sprach er leise und nahm seinen Hut ab, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen, dann schritt er leuchtenden Auges auf eine breitästige Linde zu, deren Blüten die Luft mit Wohlgeruch erfüllten.

Er setzte sich nieder. „Hier war es,“ murmelte er vor sich hin, „hier habe ich sie zuletzt umfangen, ans Herz gedrückt. Hier hat sie mir und ich ihr die Treue geschworen, hier gab sie mir den Abschiedskuß, hier stand sie und winkte mir mit dem Taschentuche Lebewohl zu, bis ich ihren Blicken entschwunden war.“

Er stützte den Kopf in die Hand. „Ob sie mir treu geblieben ist?“ begann er sein Selbstgespräch von neuem. „Ob sie mich auch wiedererkennt? Zehn Jahre vergingen, seit sie mich zuletzt gesehen. Es war eine lange, lange Zeit! Darum aber nun auch keine Minute mehr gesäumt,“ rief er und sprang behende auf.

Bald hatte er die ersten Häuser des Städtchens erreicht, aus denen ihm Lust und Fröhlichkeit entgegenschallten. Rüstig schritt er an den Scharen froher Menschen vorüber, manchen sah er ins Gesicht, aber niemand erkannte ihn.

Endlich bog er in die Straße ein, in welcher das Sturmfeld'sche Haus lag. —

Käthe saß noch traumverloren in dem Gärtchen, neben sich ihren treuen vierbeinigen Begleiter und Wächter.

Der Fremde schritt langsamer vorwärts, jedes Haus, jedes Fenster, jedes Gesicht neugierig betrachtend, aber unerkannt setzte er seinen Weg fort, das Jahrzehnt hatte ihn sehr verändert.

Das Haus der Geliebten trat in seinen Gesichtskreis und sein Herz pochte laut und hörbar.

„Ob auch sie mich nicht erkennt?" entrang es sich seiner Brust, „ob auch sie . . ."

Er vermochte den Satz nicht zu vollenden, denn eine weibliche Gestalt eilte ihm jubelnd entgegen und ehe er ein Wort sprechen konnte, lag sie halb weinend, halb lachend an seinem Halse.

„Karl, Karl, mein Gott, ich danke

Dir!" schluchzte sie laut und blickte dem geliebten Manne tief in die Augen, „sei willkommen in der Heimat, sei tausendmal gegrüßt von Deiner Käthe, die sich in Gram nach Dir fast verzehrt hat!"

Von neuem schlang sie ihre Arme um den starken Nacken des Mannes und lehnte ihren Kopf an seine Brust.

„Käthchen, mein Lieb," sagte jetzt Schreiber sanft und eine Thräne rollte in seinen Bart, „Du also hast den Fremdling erkannt, für Dich bin ich kein anderer geworden."

„Karl," erwiderte das Mädchen mit leisem Vorwurf und sah dem Geliebten ins Auge, „ich würde Dich unter Hunderttausend erkannt haben. Dein Gang, Deine Haltung, sie stehen mir ständig vor Augen. Als Du die Straße daherkamst, weilten just meine Gedanken bei Dir. Ich sah, wie man Dich neugierig anblickte, ich sah, daß Du unerkannt bliebest, aber ich, ich, Karl, ich wußte

wer nahte, ich fühlte es, daß die Leidenszeit zu Ende war, ich stieß einen Freudenschrei aus und eilte in Deine Arme. „Du lieber böser Mann," fuhr sie fort und hing sich an Schreibers Arm, „wie hast Du mich warten lassen, wie habe ich um Dich geweint, wie bin ich gealtert aus Sorge und Kummer um Dich und Dein Wohlergehen!"

„Dafür ist auch jetzt die Prüfungszeit vorüber," lächelte Schreiber, „und wir können ohne Zögern unser eigenes Nest bauen. Doch laß uns zuvor die Mutter begrüßen."

„Die ruht tief unter der Erde," erwiderte Käthe und senkte trauernd den Blick.

„Dann lasse uns zu ihrem Grabe gehen und dort ein stilles Gebet verrichten."

Langsam schritt das Brautpaar dem Friedhofe zu, verfolgt von zahlreichen neugierigen Blicken.

* *
*

Vierzehn Tage später feierten Karl

Schreiber und seine Braut Hochzeit. Käthe war wie verjüngt. Auf ihren Wangen zeigte sich wieder eine leichte Röte und ihre Augen leuchteten glücklich und freudig wie in früheren Tagen. „Was das Glück vermag," raunten sich die Leute zu, als die Braut zum Altare schritt, „sie ist ordentlich jung geworden und sieht beinahe so frisch aus wie vor zehn Jahren."

Und in der That, Käthe Sturmfeld war eine schöne Braut, die zu dem stattlichen Manne vortrefflich paßte.

Schreiber hatte die Not nach dem Westen Amerikas getrieben und dort hatte er nach langen Mühen das erhoffte Glück gefunden. Er war Farmer geworden und Besitzer großer Ländereien sowie eines prächtigen Hauses. Die Bildhauerkunst pflegte er nur noch in freien Stunden zu seinem Vergnügen.

Als es ihm gut ging, hatte er jede

Woche die Reise in die Heimat antreten wollen, um sein Lieb als Gattin mit sich zu führen, allein stets traten unerwartete Hindernisse in den Weg. Schreiben wollte er nicht, weil er sich die Ueberraschung als das Schönste ausmalte und an der Treue seiner Braut keinen Augenblick zweifelte. Endlich jedoch machte er sich gewaltsam von seinen Geschäften los und steuerte der Heimat zu. Am zehnten Jahrestag der Verlobung, am Pfingstfeste, an welchem er vor einem Dezennium unter der Linde so schmerzlich Abschied genommen, wollte er sein Heimatsstädtchen und seine Braut wiedersehen.

Käthe verkaufte im Stillen ihren Besitz und nach weiteren acht Tagen war das junge Paar zur Abreise in die neue Welt gerüstet. Schreibers Altersgenossen gaben den Scheidenden das Geleite bis zur Eisenbahnstation; unter der blühenden und duftenden Linde aber hielt der Pfarrer des

Städtchens, ein entfernter Verwandter der Familie Sturmfeld, am Vorabende eine ergreifende Ansprache, in welcher er die rührende Treue der jungen Gatten feierte und die Anwesenden aufforderte, ihnen nachzuleben.

„Unser Ehepaar," so schloß er, „erinnert an die gute alte Zeit, in welcher noch das Versprechen mit Handschlag und Mund mehr galt als heute ein feierlicher Eid. Deutsche Treue ist sprichwörtlich und im Liede sowohl wie in der Prosa wird sie gefeiert. Möge sie, wie der Dichter sagt, ihren alten schönen Klang bewahren, möge sie nie aussterben. Dann wird es stets gut um unser Volk stehen, dann dürfen wir getrost in die Zukunft blicken. Deutsche Treue, sie lebe hoch!"

Im kleinen Kreise der nach langer Trennung fröhlich Vereinten aber erklang an jenem Tage mit Wucht der Vers in die Welt:

Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein
und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten ihren alten
schönen Klang
Und zu edler That begeistern unser ganzes
Leben lang,
Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein
und deutscher Sang!

Das hilft.



Zündhölzchen, meine Herren, kaufen Sie mir doch einige Zündhölzchen ab!" Es war ein kleiner, barfüßiger Knabe von etwa zwölf Jahren, welcher in einem der größten Cafés von München sich mit diesen Worten an drei junge Herren wandte, die in einer Fensternische an einem zierlichen Tischchen Karten spielten.

„Zündhölzchen, meine Herren!" wiederholte der Kleine, als man ihm kein Gehör schenkte.

„Wir brauchen keine, mein Junge! Laß uns ins Ruhe!" erwiderte Einer von den Dreien, ein hellblonder junger Mann mit intelligenten Gesichtszügen.

Der Knabe blieb stehen. „Ach, lieber Herr,“ wandte er sich nach einer Pause an den jungen Mann, der ihm eben den ablehnenden Bescheid gegeben hatte, „kaufen Sie mir doch etwas ab! Ich möchte bis morgen drei Mark verdient haben, um meinem kranken Vater zu helfen. Seien Sie barmherzig!“

„Was sagst Du da von drei Mark und einem kranken Vater?“ fragte der Herr, langsam die ihm zugetheilten Karten aufhebend.

„Mein Vater liegt seit sechs Wochen mit einem kranken Bein daheim und — —“.

„Pst, sei ruhig, bis das Spiel vorbei ist, Kleiner!“ unterbrach ihn der junge Mann, „dann will ich Deine Geschichte anhören. Jetzt kann ich nicht darauf achten.“

Die Karten wurden lachend zusammengeworfen, um von neuem gemischt und unter die Spielenden vertheilt zu werden. Der Knabe stand geduldig wartend an dem Tisch.

„Also, mein Sohn, was willst Du mir sagen?“ fragte der blonde Herr, den die Andern Edgar nannten.

„Der Vater liegt seit sechs Wochen krank daheim,“ begann der Knabe schüchtern, „und es geht uns mit jedem Tage schlechter. Als der Vater noch gesund war, brauchte ich keine Zündhölzchen zu verkaufen! Nun aber muß ich das thun, damit die kleinen Geschwister nicht hungern. Wir pflegen den Vater, so gut es geht; aber sein Bein wird nicht besser. Nun hörte ich, wie gestern Abend die Großmutter zur Mutter sagte: „Martha, kannst Du der Gottesmutter nicht eine Kerze weihen? Das macht Deinen Mann gesund. Schicke die Kinder in die Kirche und laß sie für den kranken Vater zu Gott beten!“ Die Mutter schüttelte wehmütig den Kopf und wischte eine Thräne aus den Augen. „Ich habe kein Geld für Brod, geschweige für eine Krrze,“ erwiderte sie.

„Das alles hörte ich," fuhr der Knabe, tief Atem holend, fort, „und als die Großmutter das Haus verließ, schlich ich ihr nach und fragte sie, ob es wahr sei, daß der Vater gesund werde, wenn wir eine Kerze opferten." „Gewiß, mein Kind!" antwortete sie ernst; „die Mutter Gottes sieht in die Herzen der Menschen, und wenn wir brav sind und es ehrlich meinen, dann trägt sie unsere Bitten ihrem Sohne, dem Heiland, vor. Ganz besonders aber hört sie auf die Bitten guter Kinder."

„Und was kostet eine solche Kerze, Großmutter?" fragte ich. „Das ist sehr verschieden, mein Kind!" versetzte sie; für drei Mark bekommt man aber schon eine recht schöne."

„Damit ging die Großmutter fort, ich aber schlich wieder in unsere Stube zurück."

„Deine Großmutter ist wohl eine sehr fromme Frau, mein Junge?" meinte der

blonde Herr, welcher aufmerksam dem Knaben zugehört hatte.

„Das ist sie, lieber Herr!"

„Und Du, glaubst Du auch, das Dein Vater gesund wird, wenn Du der Mutter Gottes eine Kerze weihest?"

„Ja, ganz bestimmt," erwiderte der Kleine leuchtenden Auges. „Ich habe vergangene Nacht geträumt, ich hätte eine große schöne Kerze gekauft und sie in die Kirche gebracht. Am Altar kniete ich nieder und betete für meinen kranken Vater, und acht Tage später sah ich ihn wie früher gesund umhergehen. Nun läßt mir der Gedanke, den Vater gesund zu machen, keine Ruhe; die ganze Nacht will ich durch die Wirtschaften gehen und die Herren bitten, mir etwas abzukaufen, damit ich die drei Mark zusammenbringe. Die Mutter weiß von meinem Plane nichts, und ich will auch nichts sagen, bis ich es erreicht habe."

„Höre mal, mein Junge! Ich will

Dir gerne etwas schenken; aber was Du geträumt, ist Unsinn und ebenso, was Deine Großmutter sagt. Kaufe Du Deinem Vater lieber ein gutes Essen für die drei Mark und glaube mir, daß sich die Mutter Gottes um uns nicht bekümmert!"

Der Knabe sah den Sprecher überrascht an.

„Glaubst Du, was ich Dir sage, mein Sohn?" fragte der Herr.

„Nein," erwiderte der Kleine. „Großmutter muß es wissen; denn sie ist schon sehr alt und dann, dann — mein Traum" setzte das Kind hastig hinzu. „Ich habe Alles zu deutlich gesehen."

„Edgar, halte doch das Spiel nicht auf!" mahnten die Freunde den blonden Herrn. „Das ist ja weiter nichts als eine neue Form, zu betteln.

„Ach was!" erwiderte der Angeredete, „der Junge und seine Ueberzeugungstreue

interessiren mich; unser Spiel pressirt ja wohl auch nicht."

„Ich werde Dir beweisen, daß ich Recht habe," erklärte der Mahner von vorhin, ein dunkelblonder Mann mit starkem Schnurr- und Vollbart in gereiztem Tone. „Deine Leichtgläubigkeit ist ja grenzenlos, und Worte scheinen Dich nicht zu heilen."

„Höre, Junge!" wandte er sich an den Knaben, „ich werde Dir drei Mark geben, nach denen Du verlangst, und mit Hilfe deren Du Deinen Vater gesund machen willst, wenn Du bis 10 Uhr zweimal nach G. gehst." Er zog die Uhr aus der Tasche. „Es ist jetzt noch nicht ganz 7 Uhr, bis G. sind ca. 6 Kilometer, Du müßtest also in drei Stunden ungefähr 24 Kilometer laufen. Willst Du das?

„Gerne *will ich*," entgegnete der Kleine; „aber ich weiß nicht ob ich *kann*. Seit 1 Uhr bin ich schon auf den Beinen und habe noch nicht fünf Minuten gesessen."

„Siehst Du, Edgar?“ lachte der Bärtige, „sobald man an diese Leutchen eine Anforderung stellt, weichen sie zurück. Sie wollen bequem zu Geld kommen. Sie lügen alle.“

„Herr, unterbrach ihn der Knabe, „ich lüge nicht. Kommen Sie mit in unser Stübchen und sehen Sie den kranken Vater, die kleinen Geschwister und die bekümmerte Mutter! Sicher möchte ich gerne die drei Mark verdienen; aber was wird aus mir, wenn ich unterwegs liegen bleibe? Dann sorgt sich die Mutter auch noch um mich, und ich kann morgen nichts verdienen.“

„Dann sorge ich für Dich“, fiel Edgar ein. „Wenn Du gehst, erhältst Du auch von mir einen Thaler.“

„Ich gehe,“ erklärte das Kind kurz entschlossen. „Die Gottesmutter wird mir Kraft verleihen. Nur um ein Stückchen Brod bitte ich die Herren zuvor.“

Auf einen Wink des Dunkelblonden

brachte der Kellner ein belegtes Brod, das der Kleine gierig verschlang. Dann erhielt er ein Briefchen an den Apotheker in G. und die Zusicherung, daß die Herren bis 10 Uhr dort verweilen würden. Sein Körbchen mit Zündhölzchen blieb in der Nähe des Tisches stehen.

„Nun hurtig, mein Sohn!“ spornte Edgar den Knaben an; „wir sind neugierig, ob die Mutter Gottes und Dein Beten Dir helfen.“

„Das hilft,“ erwiderte der Knabe zuversichtlich; dann sprang er behende von dannen.

* * *

Während die drei Herren sich von neuem in ihr Spiel vertieften und den Kleinen bald vergessen hatten, schritt der Letztere rüstig auf G. zu. Von den Menschen und ihrem Treiben hörte und sah er nichts; der Gedanke, dem Vater zu helfen, nahm sein ganzes Denken ein.

Schon hatte er die Stadt bald ganz im Rücken, da schlugen Orgeltöne an sein Ohr. Er blieb stehen. „Eine Kirche" sprach er leise.

Schnell entschlossen trat er ein, kniete nieder und betete also:

„Liebste Gottesmutter, barmherziger Heiland! Sieh auf mich, Dein Kind, das Dir vertraut und durch Deine Hilfe dem kranken Vater helfen will! Gib mir, Maria, Kraft, damit ich diesmal aushalte! Du weißt, daß ich die Wahrheit gesprochen habe und den Herren kein Unrecht thun will. Hilf Deinem Kinde, das auf Dich baut und an Dich glaubt!"

Neu belebt setzte er seinen Weg fort. Bald hatte er das Weichbild der Stadt hinter sich. Vom Thurme hörte er ¾8 Uhr schlagen, und noch hatte er G. nicht einmal erreicht. „Laufen mußt Du nun schon," sprach er zu sich selbst, und frischen Muthes machte er einen Dauerlauf,

der erst vor der Apothe in G. sein Ende nahm.

Atemlos trat der Kleine ein. Der Provisor studirte lächelnd, das Kärtchen, gab dem Kinde das Verlangte, und empfahl ihm, sich unterwegs nicht aufzuhalten, damit er nicht zu spät die andere Arznei hole.

Dieser Mahnung hätte es indeß nicht bedurft; denn kaum hielt der Knabe das Empfangene in den Händen, als er auch schon einen zweiten Dauerlauf begann, den er nur einmal unterbrach, um seine Lungen ausruhen zu lassen.

Um 8³/₄ Uhr konnte er seinem Auftraggeber das Verlangte aus G. überreichen.

„Bleibst lange, mein Junge!“ meinte dieser. „Bald ist es 9 Uhr, und Du warst erst einmal in G.“

„Herr, der Weg ist weit,“ entgegnete der Knabe zaghaft, „und jetzt ist es Nacht! Auch schmerzen mich meine Füße schrecklich.“

„Dann wirst Du wohl kaum bis zehn

Uhr wieder hier sein?“ fragte der Dunkelblonde.

„Ich werde laufen, so schnell ich kann; aber um ein wenig Nachsicht muß ich schon bitten.“

„Nun ja, spute Dich!“ munterte der Bärtige das Kind auf. „Hier ist ein zweites Kärtchen an den Apotheker. Wir warten eine Viertelstunde länger auf Dich. Aber fahren darfst Du nicht, wenn Dich auch Jemand aufnehmen wollte; hörst Du? Thust Du das, so bekommst Du nichts.“

„Ich werde gehen,“ versetzte der Knabe und verließ das Café. — — —

In der ersten halben Stunde kam der Knabe noch leidlich vorwärts; dann aber wurden seine Beinchen immer müder, und mit Anstrengung schleppte er sich weiter. Warmes Blut rieselte an den Füßen herunter aus einer Wunde, die er sich an einem spitzen Stein gestoßen hatte, und erschöpft hielt das Kind inne.

„Liebe Gottesmutter," flüsterte er, und aus seinen Augen brachen Thränen, „verlasse mich jetzt nicht! Stärke mich, daß ich aushalte und dem kranken Vater helfen kann!"

Horch! Was hörte er? In der Nähe floß ein kühlendes Bächlein. Schnell hinkte der Knabe an das Wasser und wusch seine wunden Füße, sowie Gesicht und Hände. Dann setzte er erfrischt und neu gestärkt seinen Weg fort.

Bald war er in G., woselbst ihn der Apotheker bereits mit Ungeduld erwartete.

„Es ist bald zehn Uhr, Junge," empfing ihn der Provisor, „und Du mußt sehr eilen, wenn Du die Herren noch antreffen willst!"

„Ich kann nicht mehr schneller, lieber Herr!" erwiderte der Knabe traurig; „meine Füße sind wund und schmerzen mich sehr."

„Zeig' her!" befahl der Provisor, welcher mit dem Kinde Mitleid empfand. „Ich will Dir für Deine Wunden etwas geben."

Eilfertig holte er eine Salbe herbei, sowie Watte und Leinzeug, reichte es dem Knaben und half ihm beim Verbinden.

Fünf Minuten später schied der Kleine mit einem herzlichen „Vergelt's Gott, um den letzten Theil seiner schweren Aufgabe zu erfüllen.

Die kühlende Salbe that seinen Füßen wohl, und die Leinwand schützte ihn einigermaßen vor neuen Verwundungen. Dennoch wurden seine Schritte immer langsamer, und eine namenlose Angst, unterwegs zusammenzubrechen, bemächtigte sich seiner.

Erschöpft ließ er sich auf einen Stein am Wege nieder, als die Thurmuhren der Stadt eben das erste Viertel einer neuen Stunde meldeten. Es war bereits 10¼ Uhr und noch war er weit von München entfernt.

Traurig kniete er nieder und betete abermals. Da erschien ihm von neuem sein Traum; seinen Vater sah er gesund einhergehen, in seiner Mutter Augen glänzten

Freudenthränen, vergessen war alles Leid. Der Knabe sah Alles so deutlich, daß er glaubte es greifen zu können.

„Mutter Maria, hilf mir!“ betete das Kind und faltete inbrünstig seine Hände.

„Sie hilft Dir!“ sprach eine Stimme neben ihm.

Ueberrascht schaute der Knabe auf; an seiner Seite stand ein ehrwürdiger alter Herr mit grauen Locken und weißem Vollbart.

„Hier, mein Kind,“ sprach der Greis, „hast Du ein Paar leichte Schuhe, die Dir ermöglichen sollen, die Strecke bis München noch zurückzulegen! Und nun sage mir, wie Du heissest und wo Du wohnst!“

Der Kleine, welcher sich inzwischen von seiner Ueberraschung erholt hatte, nannte dem Herrn Namen, Straße und Hausnummer; dann zog er die Schuhe an seine Füße und dankte unter Thränen für die Hilfe und Teilnahme.

„Mache Dich jetzt auf den Weg, mein

Sohn!" mahnte der fremde Beschützer; „die drei Herren erwarten Dich. Sieh mich nicht so erstaunt an!" fuhr er fort, als er das überraschte Gesicht des Kindes sah; „ich weiß Alles. Wir sehen uns wieder. Eile Dich!"

Mit diesen Worten trat der Greis zurück und schlug einen seitwärts gehenden Weg ein; der Knabe aber eilte gen München, als ob er heute noch keinen Schritt gemacht habe. Verschwunden waren seine Schmerzen, verscheucht war seine Müdigkeit, vergessen sein Hunger. Er sah nichts weiter als den ehrwürdigen Greis, und die kleine Brust schwellte die Hoffnung auf die endliche Genesung des leidenden Vaters.

*　　　*
*

Die Herren waren eben im Begriffe, den Heimweg anzutreten, als der Kleine das Café wieder erreichte und zum Zeichen dessen, daß er in G. gewesen, aus der

dortigen Apotheke das Gewünschte auf den Tisch legte.

„Das hast Du noch gerade erwischt, mein Junge!" wandte sich Edgar an den Knaben; „fünf Minuten später, und Du hättest uns nicht mehr angetroffen. Du bist lange geblieben."

„Ich habe die Füße wund, und der Herr Apotheker hat sie mir ein wenig verbunden," klagte der Knabe, „aber ich wäre dennoch nicht mehr nach München gekommen, sondern am Wege liegen geblieben, wenn die Mutter Gottes mir nicht Hilfe gesandt hätte."

„So, so!" lachte der Dunkelblonde. „Was war denn das für Hilfe, mein Sohn?" Der Knabe erzählte die Begegnung mit dem Greis.

„Das war doch nur ein Mensch."

„Ja freilich, aber von Gott in dem schlimmsten Augenblick gesandt," versicherte der Knabe überzeugungstreu.

Als der Bärtige auf den Kleinen weiter einzudringen versuchte, unterbrach ihn Edgar mit den Worten: „Lasse dem Knaben seinen frommen Glauben! Du siehst, seine Hoffnung hat ihn nicht betrogen. Der Glaube kann Berge versetzen, und ich beneide den Kleinen um seine Ueberzeugungstreue.“

Damit reichte er dem Knaben ein Goldstück.

„Hier, mein Junge! Deine Ehrlichkeit verdient einen Lohn. Du hast das Geld sauer genug verdient. Bleibe auch ferner gut und aufrichtig, und vor allen Dingen wünsche ich Dir, daß die Gottesmutter auch Deinem Vater zur Gesundheit verhelfe!“

Die beiden andern Herren folgten dem Beispiele des Freundes; auch sie beschenkten den ermatteten Knaben reichlich.

„Wenn Du wieder hierher kommst,“ bat der Dunkelblonde, „so berichte uns, ob der Vater genesen ist!“

Der Kleine versprach dies und zog

freudestrahlend mit seinem Körbchen nach Hause.

*   *
*

Am andern Tage wurde in der Hauptkirche Münchens eine große, prächtige Kerze der Mutter Gottes geweiht, und am Altare kniete ein kleiner Knabe in andächtigem Gebete nieder. Flehend hob er die kleinen gefalteten Hände zu dem Bilde der Himmelskönigin empor und stammelte heiße Dankesworte.

Während dieser Zeit hatte ein vornehmer alter Herr die Eltern des Knaben aufgesucht und sich eingehend nach ihren Verhältnissen erkundigt. Er war im Café ungesehen Zeuge des Gespräches zwischen den drei jungen Herren und dem Kinde gewesen, und das Gottvertrauen des Kleinen hatte ihn tief erschüttert.

Noch am selben Abend war er dem Knaben auf dem Wege nach G. entgegengegangen, nachdem derselbe zum zweiten

mal die Tour angetreten hatte. Er ahnte, daß das Kind der Anstrengung erliegen würde, wenn ihm nicht rechtzeitig Hilfe werde. So beschloß er denn, zuerst ein paar bequeme Schuhe zu kaufen und diese dem Knaben zu bringen; dann wollte er sich nach dessen Namen und dem Stand seiner Eltern erkundigen und helfend eingreifen, um den Vater gesund zu machen.

Herr von Sternfeld, — so hieß der Greis — veranlaßte vor allen Dingen die Verbringung des Kranken in die Klinik und eine vortreffliche Verpflegung desselben. Der bleichen, abgehärmten Mutter überreichte er hundert Mark zur Bestreitung des Nothwendigsten. Für den Knaben versprach er sich noch besonders zu interessiren und verließ dann das Stübchen mit der Versicherung, er werde wiederkommen.

Glückstrahlend hörte der Knabe bei seiner Heimkehr, was vorgefallen war, und seine Augen zu den Sternen emporrichtend

sagte er; „Mutter es hilft; Großmutter hat Recht. Eben komme ich aus der Kirche, woselbst ich der Mutter Gottes eine schöne Kerze geweiht habe, damit der Vater gesund werde.“

Der Zustand des kranken Vaters besserte sich unter der Hand geschickter Aerzte und bei aufopfernder Pflege von Tag zu Tag, und nach nicht ganz drei Wochen konnte der glücklich Genesene wieder seinem Berufe nachgehen. Der kleine Otto, dessen unerschütterliches Gottvertrauen diese Wendung hervorgebracht hatte, brauchte nun nicht mehr Zündhölzchen zu verkaufen; aber noch einmal betrat er jenes Café, um den drei Herren zu berichten.

Letztere hatten den Knaben längst vergessen und sie waren nicht wenig überrascht, als sich eines Abends gegen 7 Uhr ein saubergekleideter Knabe am Tische einfand und ihnen bescheiden mittheilte, daß er sein Versprechen einlösen und ihnen

berichten wolle, daß der Vater längst gesund sei.

„Ganz so, wie ich es im Traume gesehen, ist es gekommen," versicherte der Kleine. „Großmutter hat Recht behalten; ich habe zur Gottesmutter gebetet, und *das hilft.*

Aus dem Knaben ist längst ein Mann geworden, aber heute wie damals ist sein Gottvertrauen felsenfest. Der Weg nach G., die der Himmelskönigin geweihte Kerze und die fast plötzliche Hilfe in schwerer Not sind sein Talisman in den Stürmen des Lebens geworden.

Bögſ